

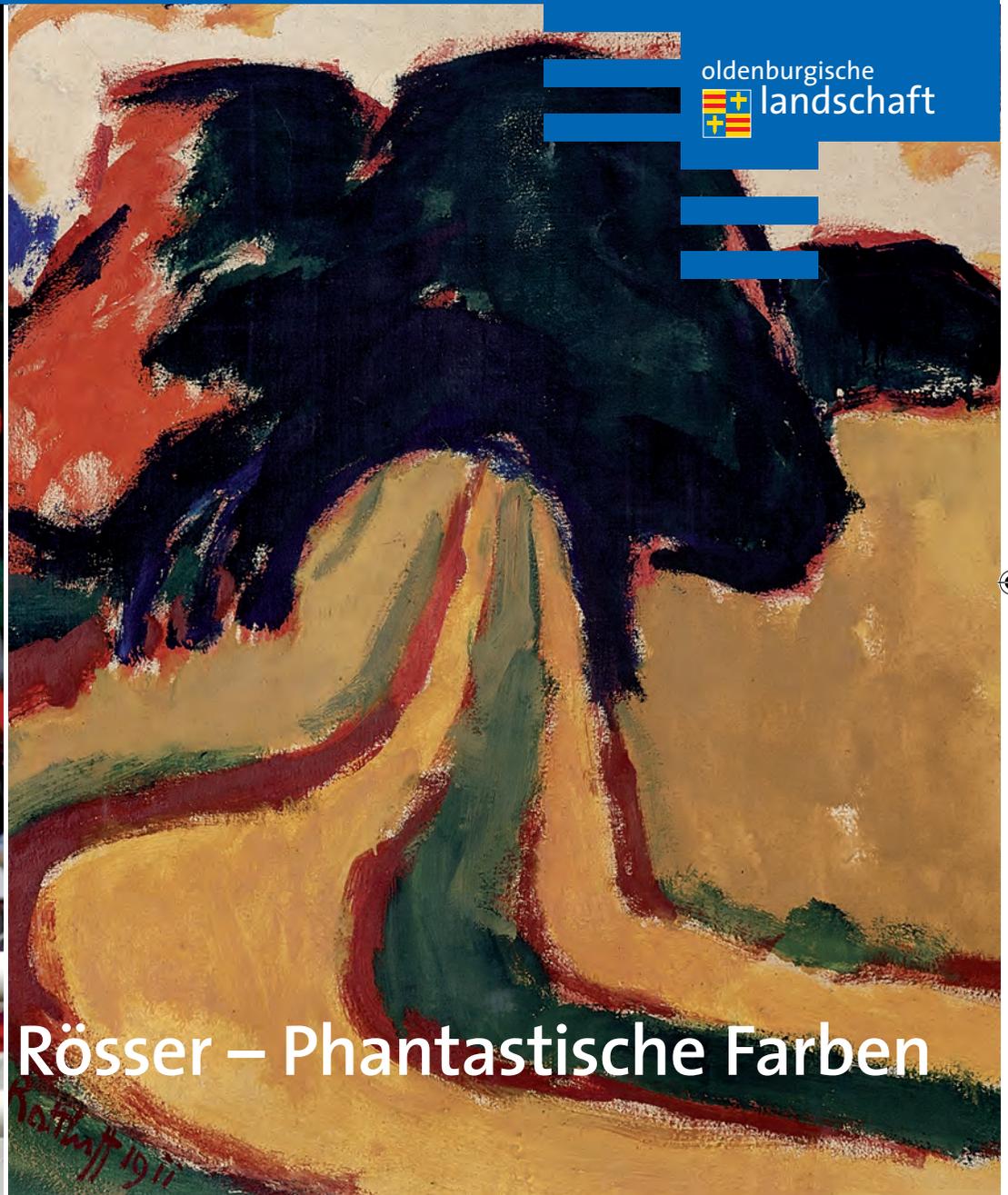
Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

Ausgabe 2.2008 | Nr. 136

3,80 €

kulturland oldenburg

oldenburgische
 landschaft



Rassige Rösser – Phantastische Farben

Das oldenburgische
Ascot: 60 Jahre
Landesturnier in
Rastede

Wie die Expressio-
nisten Dangast ent-
deckten

Vogelkundler schwär-
men vom Oldenburger
Land



Inhalt



2 – 13

Schwerpunktthema: Kunst in Dangast

J. M. HENNEBERG
R. RHEUDE



14 – 17

60 Jahre Oldeburger Landesturnier

Pferdehochleistungs-
sport, Familienfest und
Gurkenbowle

G. HENNEBERG



22 – 25

Friesoyther testen Neubau eines alten Stadttores

Interview mit Bürger-
meister Johann Wim-
berg

R. RHEUDE



26 – 29

Zu Tisch beim Großherzog Erbrinzenpalais Rastede

J. M. HENNEBERG
S. MEYER

TITELBILD:

Springreiter auf dem Olden-
burgischen Landesturnier in
Rastede

Foto: Uwe Harms

Karl Schmidt Rottluff, Danga-
ster Allee 1911, Öl auf Leinwand
(Ausschnitt) LMO 22878, Eigen-
tum der Stiftung Kunst und
Kultur der LZO

Foto: H. R. Wacker,

©VG Bild-Kunst, Bonn 2008

Schwerpunktthema Kunst in Dangast

- 2 Kunstwerke von Weltrang
Die *Brücke*-Maler in Dangast haben
europäische Kunstgeschichte geschrieben
- 6 Der Maler, der dreimal entdeckt wurde
Ein Gespräch mit Konstanze Radziwill
über ihren Vater
- 10 Die richtigen Leute zur richtigen Zeit
am richtigen Ort
Mehr als ein Jahrzehnt lang traf sich im
Kurhaus Dangast das Künstlervölkchen
der Freien Akademie Oldenburg

Kultur in der Region

- 18 „Akademie Dangast“: Frischer
Wind für Künstlerort
- 19 Elsfleth erinnert an Graf Anton
Günther und den Weserzoll
- 19 Künstlern über die Schulter
schauen
- 20 Ein Markenzeichen
„Künstlerort Dangast“
- 30 **So schön ist das Oldenburger Land**
- 32 **Plattdüütsch**
- 34 **Frühmorgens raus und
abends spät ins Bett**
- 37 **kurz notiert ...**
- 39 **Zum guten Schluss**

Redaktionsschluss

für Heft 137, 3. Quartal 2008
ist der 15. August 2008.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird
keine Haftung übernommen!

Beratungsstunde für Orts-Chronisten und Heimatforscher

durch Prof. Dr. Eckhardt
an jedem vierten Donnerstag
im Monat.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle
unbedingt erforderlich!

Betriebsferien der Geschäftsstelle

14. Juli bis 25. Juli 2008

Impressum

Kulturland Oldenburg
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Bankkonten:

Bremer Landesbank
Konto 300 191 8006 BLZ 290 500 00,
Oldenburgische Landesbank
Konto 144 162 1800 BLZ 280 200 50,
Landessparkasse zu Oldenburg
Konto 000 455 006 BLZ 280 501 00,
Raiffeisenbank Oldenburg eG
Konto 5470 400 BLZ 280 602 28

Redaktion:

verantwortlich i. S. d. P.
Dr. Michael Brandt (MB.)
Redaktionsleitung
Jörg Michael Henneberg (JM.H.)
Heinrich Siefer (HS) Niederdeutsch

Weitere Autoren:

Matthias Struck (MS.),
Dr. Jörgen Welp (JW.).
Für namentlich gekennzeichnete
Beiträge sind ausschließlich
die Verfasser verantwortlich.

Gestaltung: mensch und umwelt

Druck: Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven
Verlag: Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich
©2008 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann unter Einhaltung
einer Frist von vier Wochen
zum Jahresende gekündigt werden.
Einzelheft 3,80 €





Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Viele von uns zieht es im Sommer in den Mittelmeerraum. Man ist begeistert von den historischen Fassaden, an denen der Putz bröckelt, und freut sich über den Ausblick auf uralte Dächer, deren Ziegel von Wind, Sturm und Sonne ihren unverwechselbaren Charakter bekommen haben. In der Provence, in der Toskana, aber auch in den alten Städten Mallorcas hat man Sinn für Patina. Das Historische wird nicht glatt gestrichen und die Städte haben einen unverwechselbaren Charme.

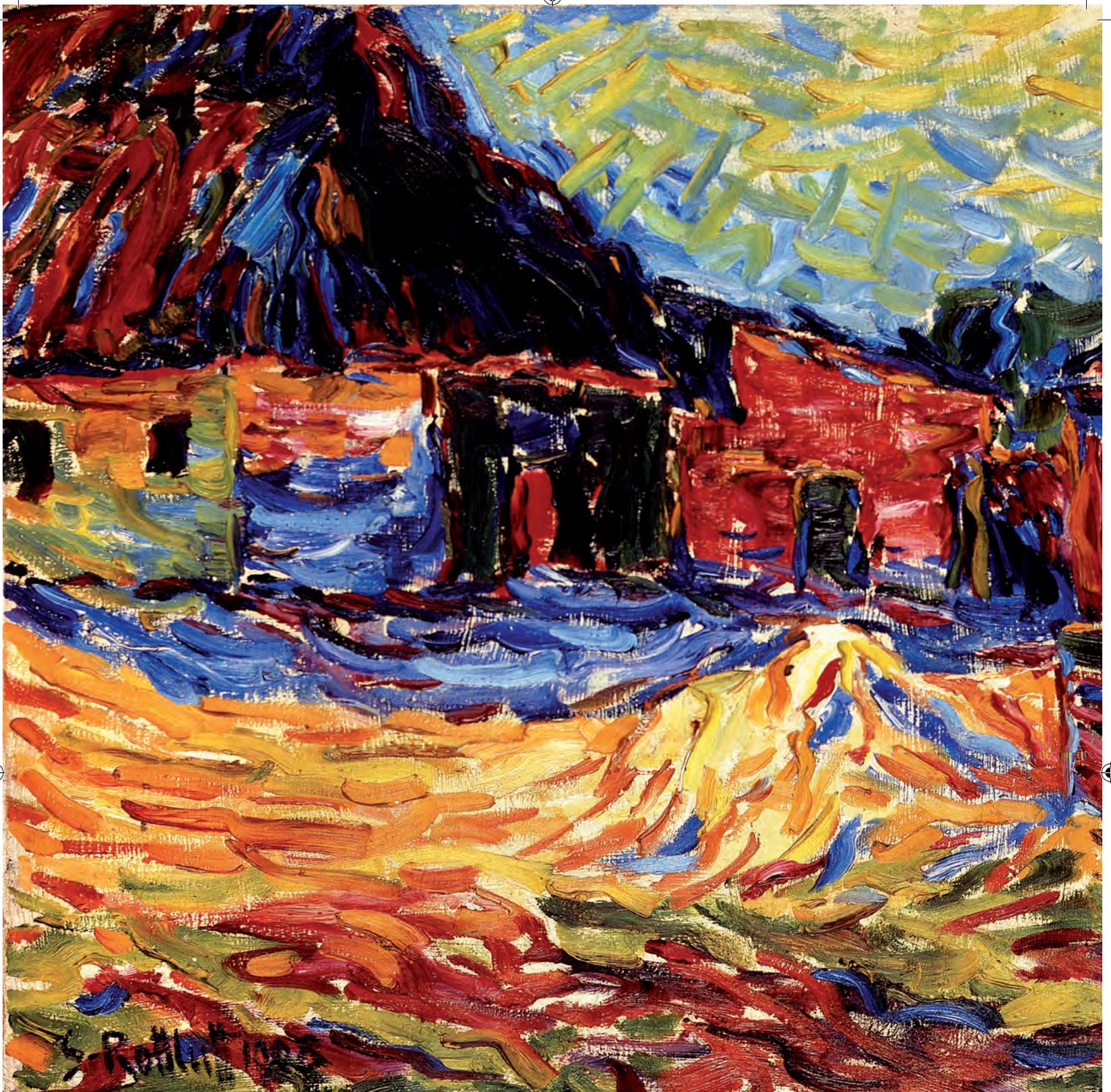
Hier in Deutschland allerdings tut man sich schwer mit der Patina. Es scheint fast so, als wenn das Gebrauchte, das von der Zeit Mitgenommene, kaum eine wirkliche Wertschätzung erfährt, sondern vielmehr das Auge stört. Vor einigen Wochen fiel in Oldenburg ein Haus aus dem Jahre 1677 der Abrissbirne zum Opfer, das ein Jahr nach dem verheerenden Stadtbrand von 1676 errichtet worden war. Es wurde zuvor Anfang des 19. Jahrhunderts und dann in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts umgebaut, wobei die Grundsubstanz aus der Erbauungszeit allerdings erhalten blieb. Die Eichenbalken konnten geborgen und dendrochronologisch untersucht werden.

Auch bei der Renovierung, die leider nur selten eine Restaurierung bedeutet, hat der Denkmalschutz kaum Einflussmöglichkeiten, was den Bestand an authentischer, historischer Architektur stetig dezimiert. Besonders historische Innenräume sind durch Umbauten bedroht. Besorgniserregend in Oldenburg ist der Zustand des schönen Walllicht-Kinos, das seit fast einem Jahr leer steht und dem Verfall anheim gegeben wird. Einer der wenigen Kinopaläste aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg wird mit Sicherheit in geraumer Zeit nicht mehr da sein. Ein Hoffnungsschimmer am Horizont zeichnet sich in Wilhelmshaven ab, wo man über eine Neunutzung der ruinösen Südzentrale nachdenkt, die ja schließlich eines der bedeutendsten Bauwerke der frühen technischen Moderne in Deutschland ist.

Man wünscht sich mehr Sensibilität im Umgang mit historischer Bausubstanz. Vielleicht können wir dabei von unseren südeuropäischen Nachbarn lernen, die den besonderen Charakter ihrer Innenstädte bewahren und fortentwickeln. Denkmalschutz muss keinesfalls Stillstand bedeuten, was aber allerdings häufig an die Stelle historischer Bausubstanz tritt, zeugt von gähnender Einfallslosigkeit. Wenn unsere Innenstädte weiterhin attraktiv bleiben sollen, so geht dies nur durch einen sensiblen Umgang mit deren historischer Substanz.

Das Redaktionsteam unserer Zeitschrift „Kulturland Oldenburg“ wünscht Ihnen einen erholsamen und sonnenreichen Sommer und hofft, dass auch diese Nummer unserer Zeitschrift Ihre geschätzte Aufmerksamkeit findet.

JÖRG MICHAEL HENNEBERG
Stellvertretender Geschäftsführer



Kunstwerke von Weltrang

Die *Brücke*-Maler in Dangast haben europäische Kunstgeschichte geschrieben

VON JÖRG MICHAEL HENNEBERG



Als sich im Sommer 1907 die *Brücke*-Künstler im oldenburgischen Küstenbad Dangast niederließen, konnte kaum jemand ahnen, dass bis 1912 der Küstenort immer wieder von den Dresdener Künstlern besucht werden sollte. In Dangast fanden sie zu ihrem unverwechselbaren *Brücke*-Stil und das kleine Dorf wurde zu einem Ort der Kunstgeschichte.

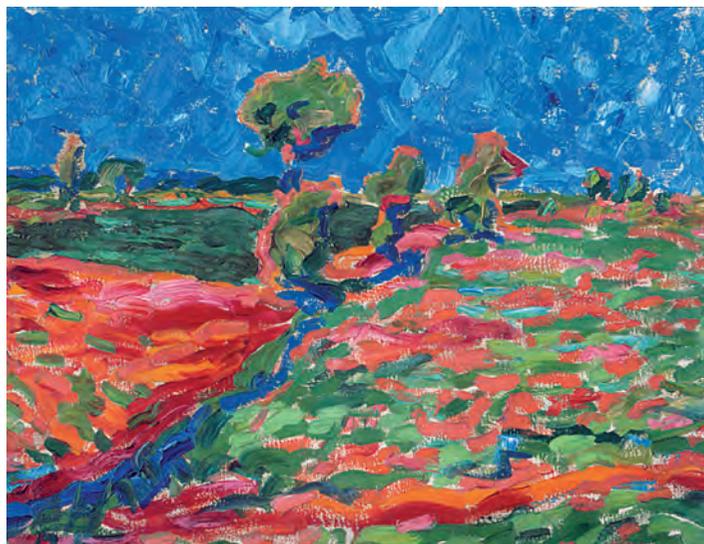
Gerhard Wietek hat bereits 1957 in einer fulminanten Ausstellung an die Maler der *Brücke* in Dangast erinnert und den Ort in die europäische Kunstgeschichte eingeführt.

Ab 31. August 2008 wird unter dem Titel: *Expressionismus – Auftakt der Moderne* nun im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, im Horst-Janssen-Museum, in der Landesbibliothek Oldenburg, im Oldenburgischen Staatstheater und im Casablanca-Kino an die Aufenthalte der *Brücke*-Künstler und den Aufbruch in die *Moderne* in der großherzoglichen Residenzstadt Oldenburg erinnert.

Bereits 1908, also ein Jahr nach ihrem ersten Aufenthalt, konnten die *Brücke*-Künstler im Augusteum in Oldenburg ausstellen. Dies war ein ganz besonderes Ereignis, da die damals noch weitgehend unbekanntem Dresdener Maler Gelegenheit erhielten, in dem Gebäude der großherzoglichen Gemäldegalerie auszustellen, die in Deutschland wegen ihres bedeutenden Gemäldebestandes sehr bekannt war und von Kunstfreunden hoch geschätzt wurde. Kein geringerer als der Berliner Kunsthistoriker Wilhelm Bode verfasste 1889 den Katalog der Oldenburger Gemäldesammlung. Das 1867 errichtete Augusteum wurde in den repräsentativen Formen eines florentinischen Palazzo erbaut. Großherzog Nikolaus Friedrich Peter (1827 – 1901) war ein begeisterter Sammler der Malerei seiner Zeit.



Das Augusteum in Oldenburg



Darüber hinaus hatte er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die großherzogliche Gemäldesammlung um herausragende Ankäufe erweitert. So befand sich Rembrandts

Gemälde seiner Mutter in Oldenburg und als letzter großer Ankauf des Großherzogs konnte 1890 die *Fürbitte der Heiligen* von Palma il Giovane

erworben werden, der immerhin ein Schüler von Michelangelo gewesen ist.

Die Ausstellung in Oldenburg bedeutete einen Durchbruch für die jungen Künstler. Zwar bot der

linke Seite: Karl Schmidt-Rottluff, 1908, Sommer im Dangaster Moor, Öl auf Leinwand, LMO 11.668, © VG Bild-Kunst, Bonn 2008

ganz oben: Erich Heckel, 1908, Dangaster Landschaft, Öl auf Leinwand, LMO 15.800, © Nachlass Erich Heckel, Hemmenhofen

oben: Karl Schmidt-Rottluff, 1909, Strand mit Körben, Aquarell, LMO 12.024, © VG Bild-Kunst, Bonn 2008



Karl Schmidt-Rottluff, 1911, Mitgliedskarte für passive Mitglieder, Holzschnitt, LMO 14.681, © VG Bild-Kunst, Bonn 2008

Kunstverein seine Räume im Untergeschoss des Augusteums nur leihweise an und fungierte nicht als Veranstalter, dennoch war die Präsentation von den damals völlig ungewohnten modernen Bildern der Expressionisten in dem ehrwürdigen Gebäude eine Sensation. Auch die oldenburgische Presse schrieb über das Ausstellungsereignis und der Oldenburger Jurist Ernst Beyersdorff verfasste eine sehr verständnisvolle Kritik. Er sollte später zu den Passivmitgliedern und Förderern der *Brücke* zählen. Das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg wird an diese bedeutende Ausstellung des Jahres 1908 am historischen Ort erinnern und über 60 Arbeiten der heute hoch bezahlten Künstler versammeln. Auf jeden Fall dürfen die Oldenburger auf eine sensationelle Ausstellung gespannt sein.

Der aus Brake stammende Dichter Georg von der Vring (1889–1968) gehörte zu den frühesten Bewunderern der Maler der *Brücke*. Er

hat deren Tradition nach dem 1. Weltkrieg in Jever und Oldenburg fortgeführt und der *Moderne* im Oldenburger Land das Feld bereitet.

1952 schrieb er über seine erste Begegnung mit der Malerei der *Brücke*: „Wie verstummten wir, wenn wir über die einförmig grüne Tafel der Marsch auf den Deich zuschritten, an einem Regentage, immer den nie rastenden Wind in den Haaren, und den Deich erstiegen und nun den Jadebusen vor uns liegen sahen, zur Ebbezeit, mit seinen riesigen Wattfeldern, deren sumpfigen Geruch wir schon lange gespürt hatten. Hielten wir Ausschau, so konnte einer von uns sich ermuntern und murmeln: ‚Das Watt grau, das Wasser grau, der Himmel grau‘. Ein anderer sagte: ‚Drüben liegt Dangast. Ein paar junge Maler haben sich dort niedergelassen, und wenn sie diese Landschaft malen, so tauchen sie sie in ein Geloder von Farben – wieso aber?‘ Und ein Dritter erklärte folgendes: ‚Hier in unserem Lande muss man es drinnen suchen und finden. Die Dangaster Maler

Schmidt-Rottluff, Heckel und Pechstein, ich möchte sie kennen! Wenn ich älter bin, werde ich über sie schreiben‘. Einige Jahre später hat er sein Wort eingelöst. Ich frage mich heute, wie es dem jungen Freunde möglich gewesen ist, schon damals einen Maßstab für diese neuartigen Maler zu finden, deren Bilder zu der Zeit noch allgemein abgelehnt wurden, ja Zorn und Hohn hervorriefen“. Dieser von Georg von der Vring genannte frühe Interpret des *Brücke*-Expressionismus hieß

Adolf Tebbe. Er war ein Kriegskamerad von Ernst Jünger und fiel 1917 in Frankreich.

Das Expressionismusprojekt des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte, des Horst-Janssen-Museums, wo Grafiken gezeigt werden, der Landesbibliothek Oldenburg, die ihren Schatz an expressionistischer Literatur vorführt, des Oldenburgischen Staatstheaters, das sich dem

expressionistischen Schauspiel widmet, und dem Casablanca-Kino, wo der expressionistische Film zu sehen ist. Die Ausstellung ist eine Gemeinschaftsveranstaltung des Kulturrates Oldenburg. Die Oldenburgische Landschaft hat als Mitglied des Kulturrates die Finanzierung dieses Großprojektes koordiniert.



Ernst Ludwig Kirchner, 1909, 4. Jahresmappe der Brücke für Schmidt-Rottluff, Holzschnitt, LMO 14.693 © Ingeborg & Dr. Wolfgang Ketterer, Wichtrach/Bern



„Expressionismus – Auftakt zur Moderne“ ist der Titel des aktuellen oldenburgischen Kulturprojektes, das am 31. August 2008 im Schloss zu Oldenburg feierlich eröffnet wird. Bis zum 16. November 2008 wird mit drei Kunst-Ausstellungen, Theatervorstellungen und Kinofilmen der deutsche Expressionismus in allen Facetten gezeigt. Weitere Informationen finden sich unter: www.expressionismus-oldenburg.de

Erich Heckel, 1907, Mittag in der Marsch, Öl auf Leinwand
LMO 12.026, © Nachlass Erich Heckel, Hemmenhofen



Karl Schmidt-Rottluff, Das blaue Haus, 1907, Öl auf Leinwand, 74 x 70,2 cm
Privatsammlung, © VG Bild-Kunst, Bonn 2008



Karl Schmidt-Rottluff, Dangster Allee, 1911, Öl auf Leinwand, LMO 22.878, Eigentum der Stiftung Kunst und Kultur der LZO, Foto: H.R. Wacker © VG Bild-Kunst, Bonn 2008

Der Maler, der dreimal entdeckt wurde

Ein Gespräch mit Konstanze Radziwill über ihren Vater, über sein Werk und über seine Wahlheimat Dangast

Franz Radziwill hat Dangast 1923 entdeckt. Es heißt, Karl Schmidt-Rottluff habe ihm den Ort empfohlen. Dabei hat sicher auch eine Rolle gespielt, dass Schmidt-Rottluff Jahre zuvor schon mit den „Brücke“-Malern in Dangast zeitweise heimisch war. Wie kam Ihr Vater nach Dangast?

KONSTANZE RADZIWILL: Gefragt nach seiner Wahlheimat Dangast hat mein Vater – ich rede im weiteren Gespräch lieber von Franz Radziwill, der Objektivität halber – zeitlebens geantwortet, diesen Tipp habe er Schmidt-Rottluff zu verdanken. Wobei Schmidt-Rottluff ihm auch gesagt habe, er, Radziwill, sei eigentlich gar kein Mensch der Großstadt, er solle besser zurückgehen in seine alte Heimat im Oldenburger Land; er prophezeite ihm sogar, dass er in Dangast hängen bleiben werde. Radziwill selbst hat es immer so dargestellt, dass er durch den 1. Weltkrieg aus seiner vorgezeichneten Laufbahn geworfen wurde – er war ja gelernter Maurer und wollte ursprünglich Architekt werden. Das Kriegsinferno, das er in einem Tagebuch mit Zeichnungen zu verarbeiten versuchte, hat ihn dazu gebracht, sich selbst gegenüber eine Art Gelübde abzulegen: Wenn er diesen Krieg überlebte, wollte er Maler werden. Und in Dangast erfolgte nochmals eine eingehende Selbstbesinnung und Überprüfung der eigenen künstlerischen Position, wie man heute sagen würde.

Radziwill war, als er nach Dangast übersiedelte, ein bereits recht erfolgreicher junger Maler der expressionistischen Avantgarde in Berlin.

Richtig. Mit 25 Jahren war er, Anfang der 1920er Jahre, ein, so könnte man formulieren, Shooting-Star der zweiten Generation junger expressionistischer Künstler. Er führte ein Nomadenleben zwischen Bremen, Hamburg und Berlin und



Konstanze Radziwill vor einem Selbstbildnis ihres Vaters aus dem Jahr 1944

Foto: Peter Kreier

kannte fast alle, die seinerzeit als Maler einen Namen hatten. Es war eine bewegte und ihn sehr bewegende Zeit, von der er spannend erzählen konnte. Und in dieser Zeit hat er Schmidt-Rottluff kennengelernt, den er sehr bewunderte. Er hat einmal gesagt, wenn es überhaupt einen lebenden Künstler gegeben habe, der für ihn Vorbild und Lehrer war, dann sei es Schmidt-

Rottluff gewesen. Das ist deshalb wichtig, weil Radziwill zu seinem expressionistischen Frühwerk über die Jahrzehnte seines Schaffens eine große Distanz hatte. Gegen Ende seines Lebens war er aber überzeugt, dass in diesen Frühwerken seine Sicht der Welt, wie er sie später auf andere Weise malen sollte, bereits zu erkennen ist.

Ihr Vater kaufte sich in Dangast ein friesisches Fischerhaus, eher ein Arme-Leute-Haus mit damals allerdings noch unverstelltem Blick auf Nordsee und Watt. Im Laufe der Zeit baute er es eigenhändig aus zum Atelier und zur heutigen Größe. Als Maler verweigerte er sich dem Schritt ins Abstrakte, den viele expressionistische Künstler seiner Generation gingen, und kehrte zum Gegenständlichen zurück. Wie erklären Sie sich diese Umkehr?

Zunächst: Radziwill war mit seinen ersten Schritten als Maler bereits verblüffend erfolgreich, und das in der damaligen Kunstmetropole der Welt, in Berlin. Das ist wichtig, weil manche Malerkollegen seiner Generation sich als Expressionisten nicht durchsetzen konnten und deshalb, legitimerweise, etwas Neues ausprobierten. Das war bei Radziwill nicht der Fall. Seine Arbeiten wurden mit enthusiastischen Kritiken in führenden Blättern besprochen, unter anderem war von der „Naturkraft seines Talents“ die Rede. Er verkaufte auch gut. So konnte er 1923 das Haus in Dangast erwerben, zur Zeit der Inflation, für „harte Dollars“, wie er sagte. Er hatte nämlich gerade zwei expressionistische Bilder an einen Amerikaner verkauft. Dennoch hielt er künstlerisch dann plötzlich inne, und es kam zu dieser Umorientierung in seinem Stil, nachdem er, wie Schmidt-Rottluff vorhergesagt hatte, Wurzeln geschlagen hatte am Jadebusen.

Wie ist dieser Umbruch zu erklären? War ihm ein Prozess vorausgegangen oder kam es sozusagen von heute auf morgen dazu?

Dieser Bruch vollzog sich, wenn auch innerhalb einer kurzen Zeitspanne, sukzessiv und quasi organisch. Trotzdem hat Radziwill selbst es immer so dargestellt, als sei er in eine existenzielle Krise geraten. Er sah den Expressionismus an ein Ende gekommen, das sich abzeichnende intellektuelle Projekt der abstrakten Malerei machte ihm Angst. Er empfand die Grenzüberschreitung zur Abstraktion nicht etwa als eine geistige Befreiung, sondern eher als Verbot für seine Sinne. In Dangast, so erzählte er, habe er eine Art mystisches Erlebnis gehabt, als er bei Dämmerung auf dem Deich stand und auf das Wattenmeer blickte. Da habe er sich plötzlich ergriffen gefühlt von der ihn umgebenden Natur und sich die Frage gestellt: Und so etwas sollte man nicht mehr malen dürfen? Es war also nicht mangelnder Erfolg, der ihn Abstand nehmen ließ vom Weg des Expressionismus in die Abstraktion, sondern er suchte nach einem neuen Anfang und anderen Traditionslinien, an die er anknüpfen konnte. Und weil er Autodidakt war, kannte er vermutlich auch gar nicht das Bedürfnis, sich von dem einengenden Korsett einer akademischen Malweise zu befreien. Im Gegenteil hat er sich dann planvoll und mit so etwas wie einem eigenen Lernprogramm den Kosmos der

abendländischen Malerei erschlossen und angeeignet, insbesondere in der Auseinandersetzung mit den alten niederländischen Meistern und den Malern der deutschen Romantik. Seinerzeit befürchtete er den Verlust traditioneller – auch handwerklicher – künstlerischer Meisterschaft, was für ihn gleichbedeutend war mit dem Verlust von Wirklichkeit. Die Abkehr von der gegenständlichen Malerei empfand er, wie gesagt, als Verbot, die Realität abzubilden. So verteidigte er später, zu Zeiten der Aktionskunst, auch vehement das Tafelbild. Aber zurück zum Umbruch von 1923 und zum Leben in Dangast: Erst hier, in der Einsamkeit der friesischen Provinz, fand er zu seiner Form der Neuen Sachlichkeit und des Magischen Realismus, die er unverwechselbar entwickelte und trotz zeitweiliger materieller Entbehrungen konsequent durchhielt. Das gilt auch für die Zeit meiner Kindheit in den 50er Jahren, als man bis hinein in die 60er Jahre seine Malerei als hoffnungslos altmodisch und unmodern abtat.

1927 war er zu einem Studienaufenthalt in Dresden aufgebrochen, den wohlhabende, ihn sehr schätzende Mäzene aus Hamburg ihm finanzierten. Sie hatten die Sorge, er würde in der Provinz „verbauern“ und neue künstlerische Strömungen verpassen. Ursprünglich sollte er nach Paris reisen, aber er wählte Sachsen. Was hat ihm dieser Dresdner Aufenthalt künstlerisch gebracht?

Es lässt sich an den Bildern nachvollziehen, dass er sich in dieser Dresdner Zeit intensiv mit dem Bild des Menschen, mit Personen- und Figurenmalerei auseinandergesetzt hat, ange-regt sicher auch durch Otto Dix. Und Radziwill gewinnt eine große Sicherheit in der Landschaftsdarstellung, die immer kunstvoller wird. Die Beschäftigung mit den Niederländern und dann mit den deutschen Romantikern in Dresden bestätigten ihn in der Vermutung, dass sich ihm hier Ansätze boten für seine eigene Arbeit im Zusammenhang mit seiner zivilisationskritischen Botschaft. Dennoch sah er sich immer als zeitgenössischen Maler – wenn Sie so wollen, als Vertreter einer anderen Moderne – und keineswegs als bloßen Traditionalisten.

Seine Auseinandersetzung mit der modernen Lebenswelt ist sowohl von der Faszination der Technik als auch von tiefer Skepsis gegenüber der Technik geprägt. War er ein Gegner des Fortschritts?

Mitnichten. Er wehrte sich gegen die Unterstellung, er sei ein Technikfeind. Die Technik hat ihn vielmehr zeitlebens fasziniert, in seiner Kindheit träumte er sogar davon, Flieger zu werden. Nur stellte er sich und uns in seinem Werk eben auch die Frage, ob wir alles tun dürfen – wenn wir schon alles erfinden können. Eine Frage, die heute noch aktueller ist als im vorigen Jahrhundert. In dieser Hinsicht besaß er eine visionäre Kraft und war seiner Zeit voraus.



Franz Radziwill liebte die Dangaster Farben: Blick vom Kurhaus aufs Watt
Foto: Peter Kreier

Wie erklären Sie sich sein zwiespältiges Verhältnis zum Nationalsozialismus, vor allem seine unabweisbare Nähe in den ersten Jahren nach 1933? Sie selbst haben ja auch schon einen Film gemacht, der sich mit diesem Thema kritisch auseinandersetzt.

Das lässt sich schwer in ein paar Sätze fassen. Es handelt sich um eine schwierige Gemengelage, die weiter erforscht werden muss. Dass er zu Anfang von der nationalsozialistischen Bewegung angetan war, ist unbestreitbar, hat er auch selbst nie bestritten. Vielleicht kam die Hinwendung daher, dass er hoffte, der Nationalsozialismus könne ein Bollwerk bilden gegen den globalen Modernisierungs- und Industrialisierungsprozess und gegen einen weltweiten Kapitalismus. Er muss zeitweilig geglaubt haben, dass die rasante Entwicklung, die ihn schwindeln ließ, dadurch aufgehalten werden könnte. Man mag das aus heutiger Sicht für unfassbar naiv und sträflich uninformiert halten – hinterher ist man immer klüger –, aber diese Hoffnung hegten damals auch andere bekannte Künstler vorübergehend. In dieser Zeit hat die visionäre Kraft des Franz Radziwill leider versagt. Aber schon 1934, nach dem Parteitag in Nürnberg, erst recht 1935, als er nach zwei Jahren als Professor in Düsseldorf wieder entlassen wurde, gab es erste Irritationen. Ab 1937 erregte seine Malerei bei den NS-Kulturpolitikern permanent Missfallen. Ab 1939 gab es ein Ausstellungsverbot. Über den 2. Weltkrieg war er natürlich entsetzt und ging ab da eindeutig auf Distanz zu den Nazis. Für Heroismus und Reichsschamhaarmalerei nach den Vorstellungen Alfred Rosenbergs hat er sich jedenfalls nicht hergegeben. Künstlerisch hat er, soweit ich weiß, keine Kompromisse gemacht. In seinen Bildern vertritt er ja alles andere als nationalsozialistische Positionen.

Nach dem Krieg wurde Ihr Vater in Dangast als unerbittlicher Naturschützer bekannt, ja er war berüchtigt. Manche sagen, er sei einer der ersten Grünen gewesen. Mit seinem kompromisslosen Einsatz für den Naturschutz hat er sich nicht bei allen im Ort beliebt gemacht . . .

... nein, überhaupt nicht. Und das scheint mir auch die Erklärung dafür zu sein, dass ihm bis heute manche Leute in Dangast nicht wohlgesonnen sind. Er hatte nun mal ein derart intensives Verhältnis zur Natur, dass sein ganzes Verhalten davon bestimmt war. Er hat Bürgerinitiativen gegen Bauvorhaben ins Leben gerufen, hat Dangast unter Landschaftsschutz und Teile des Strandes und des Außengroden unter Naturschutz stellen lassen. Er ist gegen das Schürfen von Kies vorgegangen, ist Sturm gelaufen gegen die Campingplätze direkt am Strand und hat Pläne für autofreie Zonen entworfen. Und er ist, was mir allerdings schon als Kind recht komisch vorkam, in seiner Funktion als Hilfspolizist durchs Vogelschutzgebiet gestiefelt und scheuchte Liebespärchen auf. Er hatte im Dorf keineswegs nur Feinde, aber sein rigoroser und undiplomatisch geführter Kampf für die Erhaltung dieser einzigartigen Landschaft ging manchen Leuten deutlich gegen den Strich und durchkreuzte natürlich auch anders gelagerte materielle Interessen. So, wie ich ihn als Kind erlebte, würde man ihn heute als Wertkonservativen bezeichnen und vielleicht für unpolitisch halten, bezogen auf tagespolitische Ereignisse. Die großen Fragen von Krieg und Frieden und „Wie haust der Mensch auf dieser Erde?“ interessierten ihn natürlich kolossal.

Im Katalog zu Ihrer aktuellen Dangaster Ausstellung „Radziwill und die moderne Welt“ berichten Sie, dass Ihr Vater viele Reisen gemacht hat. Doch selbst auf so abenteuerlichen Reisen wie an den Amazonas

Franz Radziwill (1895 – 1983)

- 6. 2. 1895:** Radziwill wird in Strohhausen bei Rodenkirchen in der Wesermarsch geboren
1896: Die neunköpfige Familie Radziwill zieht nach Bremen um
1909 – 1913: Lehre und Gesellenprüfung als Maurer
1913 – 1915: Zulassung zum Besuch der Höheren Technischen Staatslehranstalt für Architektur in Bremen
1915 – 1918: Soldat in Russland, Flandern und Frankreich
1923: Übersiedlung nach und Hauskauf in Dangast
1927: Studienaufenthalt in Dresden
1933: Eintritt in die NSDAP und Berufung auf einen Lehrstuhl der Akademie in Düsseldorf
1935: Entlassung aus dem Lehramt in Düsseldorf
1933 – 1939: Schiffsreisen als Gast der Marine nach Brasilien, in die Karibik, nach Nordafrika, Spanien, Großbritannien und Skandinavien
1938: Die Ausstellung „Entartete Kunst“ zeigt drei Radziwill-Bilder, die er selbst als wertlose Malerei bezeichnet; in der Folge Ausstellungsabsagen, Schließungen und Beschlagnahmungen von Bildern.
1939 – 1941: Soldat an der Westfront
1946: Erste Nachkriegsausstellung im Oldenburger Kunstverein
1947: Geburt der Tochter Konstanze
1949: Radziwill wird im Entnazifizierungsverfahren als „entlastet“ eingestuft
1956: Retrospektive in der Ostberliner Nationalgalerie
1963/1964: Rompreis der Deutschen Akademie und Studienjahr in der Villa Massimo in Rom
1972: Aufgabe der Malerei wegen eines Augenleidens
1978: Oldenburg-Preis der Oldenburgischen Landschaft
1980: Zum 85. Geburtstag Eintrag ins Goldene Buch der Stadt Oldenburg
12. August 1983: Radziwill stirbt in Wilhelmshaven

oder exotischen wie in die Karibik sind keine Bilder entstanden. Die Karibik, so zitieren Sie ihn, habe ihn farblich enttäuscht, am farbigsten sei es in Dangast.

Na ja, setzen Sie sich mal an einem so schönen Tag wie heute auf die Kurhaus-Terrasse und lassen den blutig roten Sonnenuntergang und das Leuchten von Land und Watt auf sich wirken – dann werden Sie verstehen, warum er die Dangaster Farben so liebte. Von Reisen in die Provence und nach Italien

gibt es jedoch Bilder, da haben ihn Landschaft und Licht auf ihre Weise beeindruckt.

Nach dem Krieg hatte es Radziwill nicht leicht. Seine Art zu malen war nicht mehr gefragt ...

... für die meisten Museumsdirektoren in Westdeutschland existierte er praktisch nicht mehr. Bei seinen Rundreisen wurde er mitunter mit den Worten empfangen: „Wie, Radziwill, Sie leben noch?“ oder „Können Sie eigentlich nicht abstrakt malen?“ Hier bei uns hatte er in dieser Zeit kaum eine Chance, von Ausnahmen wie Oldenburg abgesehen. Diese Ablehnung hat ihn zwar getroffen, aber in seinem Weg nicht irre gemacht. In der DDR hingegen wurde seine Malerei geschätzt, weil er dort plötzlich als einer der großen Meister der gegenständlichen Malerei galt, was zur Doktrin des Sozialistischen Realismus zu passen schien. Obwohl er für den DDR-Sozialismus erklärtermaßen wenig Sympathien hatte, ergriff er doch die Gelegenheit einer Ausstellung in der Nationalgalerie in Ostberlin, weil er sich da als Maler anerkannt fühlte. Im Westen kam diese Anerkennung für ihn erst Ende der 60er Jahre, mit der Rückkehr des Realismus. In einer Ausstellung bei den Ruhrfestspielen in Recklinghausen entdeckte ein Kritiker ein Bild von Radziwill inmitten mehrerer Werke von Magritte und schrieb, dass da ein unbekannter, nicht mehr junger deutscher Maler neben Magritte hänge und gar nicht mal viel schlechter sei. Das zitierte mein Vater gern mit dem Zusatz: „Mir war das schon immer klar.“ Ende der 60er Jahre hatte er dann auch in der hiesigen Kunstszene wieder seinen Platz. Er bekam Aufträge, die Museen interessierten sich für ihn und bedeutende Galeristen, unter anderen Emilio Bertoni in Mailand, stellten ihn aus. Dazu meinte mein Vater: „Jetzt werde ich zum dritten Mal entdeckt!“

In dem schon erwähnten Katalog zitieren Sie Ihren Vater mit dem Satz „Ob ein Bild gut ist, entscheidet ... als letztes die Geschichte, und meine Zeit kommt schon noch ...“ Ist Radziwills Zeit jetzt gekommen?

Er scheint heute aktueller zu sein als in den 50er und 60er Jahren. Vielleicht war die Zeit damals noch nicht reif für seine Botschaft. Bestimmte Entwicklungstendenzen der Moderne wie die Klimakatastrophe, die heute als Gefahren diskutiert werden, erkannte er frühzeitig als einer der Ersten und warnte in seinen Bildern davor. Ich nenne auch mal das Stichwort Globalisierung – wozu mir seine häufig geäußerte Befürchtung einfällt: „Die Menschheit ist auf dem besten Weg, sich den Ast, auf dem sie sitzt, selbst abzusägen ...“ Außerdem erkennt man inzwischen, dass Radziwill bei allen Umbrüchen in den verschiedenen Phasen seiner Malerei – Expressionismus, Neue Sachlichkeit, Magischer Realismus und Spätwerk – sich doch immer treu geblieben ist und etwas ganz Eigenes und Einzigartiges geschaffen hat. Er hat eine unverwechselbare Spur hinterlassen.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN

JÖRG MICHAEL HENNEBERG UND RAINER RHEUDE



Die richtigen Leute zur richtigen Zeit am

Mehr als ein Jahrzehnt lang traf sich von 1975 bis Ende der 80er Jahre im Kurhaus Dangast das Künstlervölkchen der Freien Akademie Oldenburg

VON RAINER RHEUDE

DER ALTE MANN AN SEINEM ANGESTAMMTEN FENSTERPLATZ beobachtete das wilde Treiben vor seinen Augen mitunter amüsiert, meistens aber doch mit sichtlichem Missfallen und Unverständnis. „Das war einfach nicht seine Welt“, sagt Eckart Grenzer, wenn die Rede darauf kommt, was wohl Franz Radziwill vom turbulenten Kunst-Alltag der Freien Akademie Oldenburg im und am Kurhaus von Dangast gehalten haben mag. Sie konnten sich in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Gaststube kaum aus dem Weg gehen, diese jungen, chaotisch-kreativen Aktionskünstler um Anatol und Grenzer und der bedächtige, mitunter knurrige Maler. Nicht, dass es die jungen Leute an Respekt und Verehrung gegenüber der friesischen Maler-Legende hätten fehlen lassen; aber

Radziwill tat sich halt schwer mit diesen neuen künstlerischen Strömungen und Ausdrucksformen. Sein Verständnis war sehr begrenzt. „Was habe ich mit euch zu tun?“, ist ein Stoßseufzer des berühmten Malers überliefert.





Väter der Freien Akademie Oldenburg waren der Oldenburger Bildhauer Eckart Grenzer (Bild oben, rechts) und der Düsseldorfer Maler und Bildhauer Anatol Herzfeld (Mitte); der Übervater der Künstlertruppe war der Mann mit dem Filzhut, der legendäre Joseph Beuys (links). – In aller Öffentlichkeit schufen die Künstler im oder vor dem Dangaster Kurhaus ihre Werke (Bild unten, links), so auch die grüne, unförmige Jade von Anatol, deren Blei-Aufguss erst im zweiten Anlauf klappte (Bild unten, rechts).

Bilder: privat (2)/Peter Kreier

richtigen Ort

ER STAND DAMALS MIT DIESER EINSTELLUNG NICHT ALLEIN.

Denn was sich da seit Februar 1975 unter der Überschrift „Freie Akademie Oldenburg“ vornehmlich an den Wochenenden am Jadebusen tat, war für Außenstehende am Anfang doch ziemlich irritierend. Der Düsseldorfer Bildhauer und Maler Anatol Herzfeld, gelernter Hufschmied, hatte zusammen mit dem Oldenburger Bildhauer Grenzer, gelernter Steinbildhauer, die Akademie gegründet. Ihr schloss sich vom ersten Tag an als begeisterter Begleiter und Förderer der damalige Vorsitzende des Kunstvereins Oldenburg, Dr. Dr. Ummo Francksen, an. Im Laufe der nächsten Jahre wuchs diese Truppe zeitweise auf

mehrere Dutzend Künstler an. Anatol, im Zivilberuf Polizist, war die unbestrittene Autorität und die prägende Persönlichkeit bei den Treffen im und am Kurhaus, berichtet der inzwischen 64 Jahre alte Butjatha, gelernter Möbelschreiner. Der heute in der Wesermarsch lebende Künstler war bald nach der Gründung zur Akademie gestoßen; er machte seinerzeit vor allem als „Wikinger-Kaiser“ von sich reden.

DER AUSDRÜCKLICHE VERWEIS AUF DIE HANDWERKSBERUFE geschieht nicht von ungefähr. „Das Handwerk war eine Grundlage, sich in die Theorie von Joseph Beuys einzubinden und

dessen Kunstbegriff in der praktischen Arbeit zu aktualisieren“, umreißt der heute 65-jährige Grenzer rückblickend das Anliegen der Akademie. Beuys (1921 – 1986), der Mann mit dem Filzhut, gilt längst als einer der bedeutendsten Künstler des 20. Jahrhunderts. Seine zentrale Botschaft war, den Menschen als Mittel- und Ausgangspunkt jeder Kunst zu sehen. „Jeder Mensch ist ein Künstler“, postulierte er und regte damit eine ganze Generation kunstbegeisterter junger Leute zu einer





neuen Art von Kunst und Kunstvermittlung an. Anatol, bereits zu Lebzeiten von Beuys als dessen Meisterschüler titulierte, prägte als sein Motto „Kunst ist Arbeit, Arbeit ist Kunst“ und handelte danach: In Dangast veranstaltete er, sich und seine Mitstreiter dabei durchaus in der Nachfolge der „Brücke“-Maler vom Anfang des 20. Jahrhunderts sehend, die ersten der legendären „Arbeitszeiten“, in denen er und seine Künstler-Kollegen vor aller Öffentlichkeit ihre provokanten Werke schufen und spektakuläre Aktionen ersannen. „Jeder sollte Lehrer und Schüler zugleich sein. Und jeder wollte natürlich berühmt werden“, sagt Grenzer. Butjatha fasst den Elan jener Jahre zwischen 1975 und 1985, in denen die Dangaster Truppe mit ihren „Arbeitszeiten“ auch viele Gastspiele andernorts gab, in dem Satz zusammen: „Wir wollten nicht mehr und nicht weniger als die Welt aus den Angeln heben.“ Was Grenzer freilich heute nur noch als Butjathas Einzelmeinung stehen lassen möchte.

WIE IMMER, ohne die Kurhaus-Wirtsleute Tapken hätten sie ein solch verwegenes Ziel erst gar nicht anvisieren können. Karl-August Tapken, den derzeitigen Wirt, und dessen Eltern Anton und Olga zeichnete eine offenkundig allumfassende Aufgeschlossenheit gegenüber diesen exaltierten Gästen aus, die sich da allmählich in ihrem Haus breit machten. Ohne sie wäre das Akademie-Abenteuer vermutlich wieder rasch zu Ende gegangen, so wie es dann in den 80er Jahren schließlich auch geschah. Die Wirtsleute profitierten aber auch von den schrill-schrägen Künstlern, stieg doch der Umsatz spürbar, sobald sich herumgesprachen hatte, dass im Kurhaus mehr als Rhabarberkuchen geboten wurde. „Wir hatten Narrenfreiheit. Solange wir da waren, war das Lokal geöffnet“, erinnert sich Grenzer und rühmt die Engelsgeduld, mit der alle Tapkens selbst die eigenwilligsten Eskapaden „ihrer“ Künstler hinzunehmen sich angewöhnt hatten. Für „symbolische 10 Mark“, erzählt Butjatha, habe er so manches lange Wochenende Unterschlupf im Kurhaus gefunden, selbstverständlich alles inklusive, Schlafen, Essen und Trinken. Und wenn es nicht anders zu regeln war, wurde die Zeche schon mal mit einem in Minutenschnelle hingeworfenem Bild auf einem Laken oder in einer Tischplatte oder mit einer gerade fertiggestellten Skulptur beglichen. Waren doch die „Arbeitszeiten“ nur in den seltensten Fällen akademisch-nüchterne Veranstaltungen.

Wenn Grenzer daran zurückdenkt, wundert er sich, wie er und seine Kollegen die vielen kräftezehrenden Wochenenden im Kurhaus ohne starke Nebenwirkungen wegsteckten. Denn einen Anlass zum Feiern gab es praktisch jeden Tag und volle Kornflaschen fanden sich auch immer. „Man musste schon trinkfest sein“, erinnert sich auch Francksen, der viele „harte Abende“ mit den Künstlern verbrachte. Nicht alle Kunstvereins-Mitglieder in Oldenburg goutierten den Umgang ihres Vorsitzenden mit diesem in ihren Augen doch recht losen Künstlervölkchen in Dangast. Francksen ließ sich jedoch dadurch nicht beirren und ignorierte tadelndes Getuschel. Er zählt die Begleitung der Akademie-Experimente heute zu den spannendsten und aufregendsten Jahren: „Andernfalls wäre mir viel entgangen.“

ES WURDE JA AUCH NICHT NUR GEFEIERT im Kurhaus, wie man meinen könnte, sobald Grenzer oder Butjatha in ihren Erinnerungen zu schwelgen beginnen, sondern es wurden auch eine Menge bleibender Kunstwerke geschaffen. Allein Grenzer kann zehn Skulpturen aufzählen, die am und im Watt bei Dangast stehen. Die berühmteste – und für nicht wenige empörte Zeitgenossen damals eine unziemliche Provokation – ist zweifellos der 3,20 Meter große Phallus aus Granit, der 1984 an der Flutkante als „verbindendes Glied zwischen dem



Als Kaiser der Wikinger hatte sich Butjatha in den 70er Jahren im Oldenburger Land einen Namen gemacht; 1977 hielt er Einzug auf der documenta VI in Kassel (Bild links).

In 20 Minuten, so erinnert sich Butjatha heute noch, hat Anatol dieses Portrait seines Künstlerfreundes im Dangaster Kurhaus gemalt – in Ermangelung einer Leinwand auf einer Tischplatte.
Bilder: privat/Peter Kreier

weiblichen Meer und der männlichen Erde“ aufgestellt wurde. Der Bildhauer, der später diverse kleinere Formate des Werkes für private Kunstsammler anfertigte, glaubt sich durch diese Skulptur „für ewig stigmatisiert“. Gleichwohl steht er zu seiner Idee, die vor einem Vierteljahrhundert für reichlich öffentliche Erregung gesorgt hatte: „Wenn man in der Kunst etwas bewegen will, muss man Außergewöhnliches machen.“ Einige Berühmtheit erlangte auch Anatols nackte, unförmige und grüne Jade im Meerwasser, deren Blei-Aufguss erst in tiefer Nacht im zweiten Anlauf geklappt hatte. Im Watt steht auch Butjathas Thron aus Holz und Eisen, der in seiner ersten Ausführung ein „Meisterstuhl“ und damit eine Art Hommage an Anatol sein sollte. Und schließlich 1977 die Einladung der Oldenburger Truppe zum künstlerischen Gipfeltreffen, zur documenta VI in Kassel. Für alle, die dabei waren, der Höhepunkt der Akademie-Jahre überhaupt. Mit einem gut acht Meter langen, wie aus Papier gefalteten „Traumschiff“ aus Polyester, auf den Namen der Kurhaus-Wirtin „Tante Olga“ getauft, schipperten sie über Weser und Fulda nach Kassel. Wobei um der Wahrheit willen eingeräumt werden muss, dass das am Jadebusen gebaute Boot die Stadt in Hessen nicht aus eigener Kraft erreichte, sondern von Tapkens Motorboot geschleppt wurde. Als die Oldenburger anlandeten, waren sie durch die ihre Fahrt ausführlich begleitende Berichterstattung in den Medien hinreichend bekannt, so dass auch ihre documenta-Auftritte und -Aktionen in den nächsten drei Monaten gebührende Beachtung und Anerkennung fanden.

ENDE DER 80ER JAHRE VERLIEREN SICH DIE MITGLIEDER der Freien Akademie Oldenburg dann allmählich, ohne dass sie deren Ende konkret verabredet hätten. Es ergab sich so, jeder ging wieder seines eigenen Weges, ohne die Mitstreiter jener turbulenten Jahre aber ganz aus den Augen zu verlieren. Die Zeit schien einfach abgelaufen zu sein für ein kreatives Experiment, das, wie Grenzer sagt, „die richtigen Leute zur richtigen Zeit am richtigen Ort“ zusammengeführt hatte.

Pferdehochleistungssport, Familienfest und Gurkenbowle

Das oldenburgische „Ascot“ – 60 Jahre Oldenburger Landesturnier in Rastede

Unter den Springturnieren in Niedersachsen und der Bundesrepublik spielt es eine besondere Rolle: das Oldenburgische Landesturnier des Renn- und Reitvereins Rastede. Nicht umsonst wird es auch das oldenburgische „Ascot“ genannt, da es sich durch eine ganz besondere Atmosphäre auszeichnet, die nicht nur Reiter und Fachleute schätzen. Neben international aktiven Reitern wie z.B. Meredith Michaels-Beerbaum, Nicole Uphoff oder Otto Becker und der gesammelten Züchtergemeinde fühlen sich auch „normale“ Besucher wohl. 60 Jahre sind ein guter Anlass, um verschiedene Fragen an zwei langjährige „Macher“ und Weggefährten des Oldenburgischen Landesturniers zu stellen: Claas E. Daun, seit 1985 Erster Vorsitzender des Renn- und Reitvereins Rastede und damit hauptverantwortlicher Organisator, sowie Herzog Anton Günther von Oldenburg, passionierter Reiter und Schirmherr des Landesturniers seit 1970.

„Blau-rot“ als Tradition und Markenzeichen bewahren

Interview mit Claas E. Daun zum 60. Landesturnier



Lisa Wilcox, Christian Wulff und Claas E. Daun

Foto: Uwe Harms

Herr Daun, beim Oldenburger Landesturnier ist die nationale und internationale Reiterelite vertreten – was macht das Turnier für das Fachpublikum so anziehend?

CLAAS E. DAUN: Es stimmt, von den heute international erfolgreichen Reitern sind eigentlich alle einmal hier gewesen, da sie natürlich auch als junge Reiter angefangen haben. Als Profis kommen sie dann weiterhin, weil hier super Pferde sind, weil es hier schöne Prüfungen gibt, weil der Rahmen schön ist und die Organisation gut läuft – und wir haben Rekordmeldezahlen. Immer wieder kommen die Top-Profis, wie Meredith Michaels-Beerbaum, Ludger und Markus Beerbaum,

Otto Becker u.v.m. Die machen vielleicht nicht beim Finaltag mit, aber mit jungen Pferden in Vorprüfungen. Es kommen Züchter aus der ganzen Region, die Zuchthengste werden vorgeführt – man trifft sich, aus der Fachwelt ist alles hier. Da der Zuchtverband der Oldenburger auch international geworden ist, kommen z.B. Gäste aus Amerika, aus Südafrika und anderen entfernten Ländern. Und die einmal hier waren sagen: „Mensch, das ist ja ein einmaliges Turnier, da kommen wir wieder!“

Warum hat das Turnier diesen besonderen Stellenwert?

Erstens ist in der Region eine starke Pferdezucht beheimatet, die über Jahrhunderte gewachsen ist. Zweitens haben wir einen wunderbaren Rahmen für das Landesturnier. Turniere gab es in Oldenburg auch schon länger, aber der 2. Weltkrieg hat dann alles zerstört. Und vor 60 Jahren wurde dann das Landesturnier ins Leben gerufen: Man wollte etwas tun für das Oldenburger Pferd und den Pferdesport. Letzterer war natürlich noch nicht so professionell wie heute, sondern ländlich strukturiert. Die Bauern hatten die Pferde vor allem als Arbeitstiere, aber auch als Reittiere. Und dann traf man sich, machte Leistungsprüfungen, hatte auch Zuchtideale und brauchte einen Standort, der einen würdigen Rahmen abgab.

Wie hat sich das Landesturnier in den grundsätzlichen Linien entwickelt?

Da der letzte Erbgroßherzog Nikolaus den Pferden so verbunden war, hat er sich bereit erklärt, das Gebiet des heutigen Rennplatzes zur Verfügung zu stellen und dies wurde dann für das Turnier hergerichtet. Das war vor 60 Jahren, da waren

noch Schrebergärten etc. auf dem Gelände. Dann fand 1948 das erste Turnier statt, für Springen und Vielseitigkeit usw. Seitdem entwickelt sich die Veranstaltung weiter fort, den Bedürfnissen der Zeit weiter angepasst. Ich mache dies jetzt seit 1985 und in diesen 23 Jahren hat sich viel geändert, aber gewisse Eckpunkte stehen. Das Landesturnier ist vor allem auch eine Schaubühne für Pferdenachwuchs im Springen, in der Dressur oder im Gelände. Dies ist besonders wichtig, denn im großen Reitsport sind die Reiter zwar wichtig, aber wenn das Pferd nicht gut ist, bringt ein guter Reiter gar nichts. Das jüngste Beispiel für die Nachwuchsauslese in Rastede ist Shutterfly, der Springpferd-Champion von Meredith Michaels-Berberbaum, der in Rastede in unserer Jugend-Nachwuchsprüfung gegangen ist und hier von seiner jetzigen Reiterin entdeckt wurde.

Gibt es Traditionen, die die Expansion des Landesturniers von anderthalb auf sechs Tage überstanden haben?

Eine sichtbare Tradition ist der besondere Rahmen: der Turnierplatz neben dem traditionsreichen Schloss Rastede, eingebettet in die schöne Landschaft. Hinzu kommt, dass das Ganze unter der Schirmherrschaft des jeweiligen Herzogs von Oldenburg steht. Das Haus Oldenburg, kann man sagen, ist seit der „Stunde Null“ bei jedem Turnier hier gewesen und in Person des Schirmherrn vertreten. Anfangs war dies der letzte Erbgroßherzog, jetzt ist es Herzog Anton Günther und sein Sohn Christian ist auch jetzt schon regelmäßig hier, so dass wir sehen, dass das weiter geht. Warum ist das so? Ich glaube auch, das Haus Oldenburg sieht auch in dieser Veranstaltung das alte Land Oldenburg auf- und weiterleben. Deswegen legen wir auch großen Wert auf die Farben blau-rot und unser Markenzeichen, das O mit Krone auf blau-rottem Grund. Die Prämierung der Oldenburger Landesmeister für Springen, Dressuren, Vielseitigkeit und inzwischen auch Zweispännerfahren übernimmt nach wie vor der Herzog von Oldenburg, der sich das nicht nehmen lässt. Bei dieser Gelegenheit wird dann jedes Jahr, auch zur großen Freude des Publikums, das aufsteht, „Heil Dir, o Oldenburg“ angestimmt, bevor das Landesturnier mit einer Abschlussveranstaltung endet.

Gab es bei diesen Traditionen nicht auch einmal Gegenwehr?

Es gab Phasen, in der manche Leute gegen das Spielen der Hymne „Heil Dir, o Oldenburg“ waren. Gerade die so genannten „68er“ waren der Meinung, dass die Hymne, die Titel usw. überholt seien, da es das Herzogtum doch nicht mehr gibt. Besonders ausgeprägt war dies, als ich ab 1985 als Erster Vorsitzender des Renn- und Reitvereins Rastede die Organisation des Landesturniers übernahm. Wir haben gegen diesen damaligen „Zeitgeist“ standgehalten und haben gesagt: „Nein, das ist die Grundlage dieser Veranstaltung und wir leben heute aus der Geschichte!“ Das Interessante an dieser Sache ist, wenn ich diese Situation mit der heutigen vergleiche, dass heute viel mehr Akzeptanz diesen alten Formen und Traditionen gegenüber besteht.



Fotos: Uwe Harms

Neben der Fachwelt wird das Landesturnier auch außerordentlich gut vom allgemeinen Publikum und der lokalen Prominenz, wie Politik- und Wirtschaftsgrößen, oder sogar Popstars wie Sarah Connor, angenommen. Wie erklären Sie sich das?

Das normale Publikum, das mit Pferden sonst gar nicht so viel „am Hut“ hat, kommt in den Schlosspark und kann sich zwischen den einzelnen Austragungsorte und vor allem auch zwischen Pferden frei bewegen. Überall findet z. T. paralleles Programm statt: Dressur auf den Dressurplätzen, parallel läuft das Springen auf dem Hauptplatz, und an der Rückseite des Platzes gegenüber der Tribüne laufen Fahrprüfungen, soweit sie nicht durchs Gelände gehen. Hinzu kommt die Stutenschau u.v.m. Und am Wochenende wird es immer besonders interessant: Dann wird der große Schlosspark im Hintergrund einbezogen, wenn die Zwei- und Vierspänner-Kutschen und die Reiter ins Gelände gehen. Und Samstagabend gibt es ein großes Showprogramm. Das Landesturnier hat folglich alles, was das Herz begehrt.

Herr Daun, Sie nannten Nachwuchspräsentation und -werbung als besonderes Ziel. Wie sieht es da mit den kleinen zukünftigen Reitern aus?

Für die ganz Kleinen haben wir am Freitag auf dem Gelände, wo sonst die Stutenschau ist, immer den Ponynachmittag. Neben Eisstand, Hüpfburg und Luftballonwettbewerb locken die Ponywettkämpfe der Ponyclubs aus dem Oldenburger Land. Da es auch freien Eintritt für Familien gibt, werden die Kleinen im Beisein der Eltern ans Pferd herangeführt und dürfen auch auf den Ponys reiten, und manche bleiben dann dabei.

Bei all dem positiven gibt es doch sicherlich auch Problemfelder, die die Arbeit an solch einer Großveranstaltung schwierig machen. Wo liegen die?

Unsere Probleme bestehen darin, dass die Ansprüche an Technik und Annehmlichkeiten für Ross und Reiter immer weiter steigen und dass alles rings um uns herum in der Turnierwelt immer teurer wird. Wir müssen darum unabhängig von unseren Traditionen ein gewisses Niveau halten in Abläufen, in der Technik, in dem, was wir bereitstellen.

Wie muss man sich die Organisation eines solchen Großereignisses vorstellen, das mittlerweile über 6 Tage läuft?

Als 1. Vorsitzender des Renn- und Reitvereins Rastede, der zusammen mit dem Oldenburger Pferdeverband der Veranstalter ist, zeichne ich hauptverantwortlich für die Organisation. Für die konkrete Arbeit habe ich ein Team von ehrenamtlichen Helfern, aber die zentrale Schaltstelle und Leitung liegt hier in dem Büro meiner Firma bei meinen Mitarbeitern, die das Landesturnier federführend mit organisieren, allen voran Herr Wolfgang Teske.

Sehr geehrter Herr Daun, ich danke Ihnen herzlich für dieses Gespräch.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE GABRIELE HENNEBERG



Fotos: Uwe Harms

Seit 81 Jahren passionierter Reiter

Herzog Anton Günther und das Geheimnis der legendären Gurkenbowle aus Indien

VON GABRIELE HENNEBERG

Weit im Norden, sogar für „oldenburgische Verhältnisse“, wohnt der Schirmherr des Oldenburger Landesturniers: Herzog Anton Günther von Oldenburg lebt mit seiner Familie auf einem Gut in Ostholstein, reist jedoch regelmäßig ins Oldenburger Land, um dort an Veranstaltungen teilzunehmen. Das Oldenburger Landesturnier ist einer dieser Anlässe und liegt Herzog Anton Günther besonders am Herzen.

Das Haus Oldenburg ist immer sehr eng verbunden gewesen mit dem Oldenburger Landesturnier, das ohne das Engagement des Vaters von Anton Günther, dem Erbgroßherzog Nikolaus Friedrich Wilhelm, so nicht hätte zustande kommen können: Der Erbgroßherzog stellte nämlich 1948 das Gelände des heutigen Rennplatzes in Rastede zur Verfügung, damit dort ein geeignetes Turniergelände geschaffen werden konnte.

So wie sein Vater ist auch der heute 85 Jahre alte Herzog Anton Günther mit dem „Pferde-Virus“ infiziert. Bereits im Alter von vier Jahren bekam er sein erstes Pony vom Großvater geschenkt. Später ritt er dann mit großen Pferden auf Turnieren, u.a. dem Landesturnier, und ist bis heute ein begeisterter Reiter.

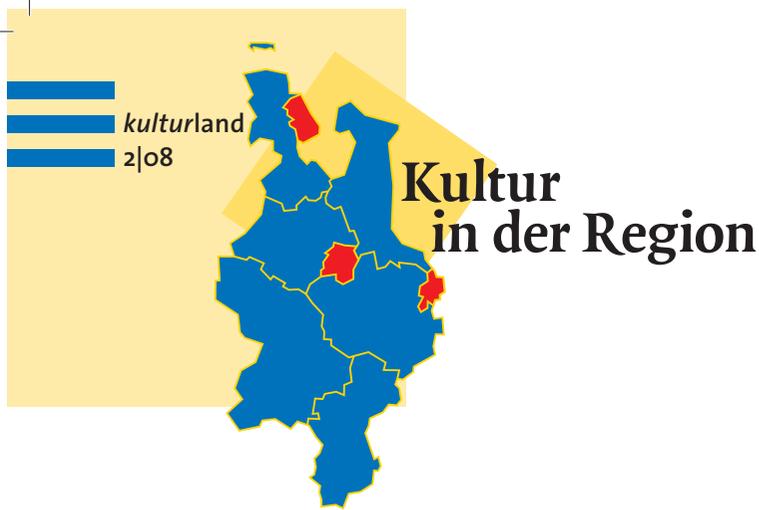
Darum ist ihm auch sehr an der Unterstützung des Pferdesports im allgemeinen und des Landesturniers im besonderen gelegen. Seit dem ersten Landesturnier im Jahre 1949 ist er jedes Jahr dabei, seit 1970 auch als Schirmherr, und hat die ganze Entwicklung der Veranstaltung, das Anwachsen des Turniers von anderthalb auf sechs Tage und der Anzahl der gemeldeten Pferde von 200 auf über 2000 miterlebt: „Die geschickte Regie der Organisatoren macht das Landesturnier trotz der Größe zu einer sehr angenehmen, atmosphärischen Veranstaltung.“



Schirmherr
des Landes-
turniers:
Anton Gün-
ther Herzog
von Olden-
burg, der
Chef des
Hauses
Oldenburg
Foto: Gabriele
Henneberg

Für die allgemein anerkannte besonders schöne Atmosphäre des Landesturniers sorgt nicht zuletzt der abschließende Reiter-Empfang bei Herzog Anton Günther im Rasteder Schloss – wo die legendäre Gurkenbowle nicht fehlen darf. Zu diesem besonderen Getränk erzählt Herzog Anton Günther:

„Die Gurkenbowle hat eine lange Geschichte: Mein Großvater ist in seiner Jugend in Indien gewesen bei dem Vizekönig von Indien, Herzog von Connaught, der eine Schwester der ersten Frau meines Großvaters geheiratet hatte. Da hat er die Gurkenbowle kennen gelernt als Erfrischungsgetränk der englischen Offiziere beim Polo-Spiel. Daher hat er diese mitgebracht, so um 1880 muss das gewesen sein. Diese war natürlich mit sehr viel mehr Wasser vermischt als die Gurkenbowle, die es heute auf unseren Empfängen gibt. Das Rezept ist in ähnlicher Form schon oft abgedruckt worden, aber in der genauen Zusammensetzung bis heute geheim und wird auch nicht preisgegeben, da die Gurkenbowle etwas Besonderes für uns und unsere Gäste bleiben soll.“



„Akademie Dangast“: Frischer Wind für Künstlerort

Kurse am Anfang und in naher Zukunft ein Künstlerhaus

VON DÉSIRÉE WARNTJEN

Das einstige Fischerdorf Dangast hat sich bereits vor über 200 Jahren zu einem einzigartigen Ort entwickelt, der dicht und überschaubar eine beeindruckend breite Vielfalt aufweist: das älteste Kurbad auf dem Festland an der deutschen Nordseeküste zeichnet sich nicht nur durch seine besondere Lage direkt am Jadebusen, umgeben von grünem Weideland, mit altem Baubestand und bedeutendem historischem Bauwerk aus.

Dangast – das ist ein Ort voller Atmosphäre und Inspiration, und die Maler schätzten vor allem das besondere Licht und die Farben, die im Tagesverlauf stetig wechseln. In der Sommerzeit ist der Ort begehrtes Ziel für Kurz- und Langzeiturlauber, für Camper und Tagesgäste, für Strandfreunde, Kunstinteressierte, Segler und Biker.

Dennoch: Sein einzigartiges Flair konnte Dangast sich bis heute bewahren.

Mit einem festen Blick auf die Kunst, Kultur, die Historie und Natur haben das Franz-Radziwill-Haus, das Nationalparkhaus, das Alte Kurhaus Dangast und die Galerie Hinck in Kooperation mit der Kurverwaltung, der Stadt Varel und der Wirtschaftsförderung und Stadtmarketing Varel GmbH jetzt die *Akademie Dangast* gegründet, an der auch die Oldenburgische Landschaft unterstützend beteiligt ist.

„Der Akademie-Gedanke lag schon lange in der Luft“, erklärt Konstanze Radziwill, die Tochter von Franz Radziwill. „Man greift nicht zu hoch, wenn man sagt, in Dangast in Weltkunst entstanden.“ Als das Dorf am Jadebusen im vergangenen Jahr *100 Jahre Brücke-Maler in Dangast* feierte, waren verschiedene Institutionen mit getrennt organisierten Akti-

onen beteiligt – und zündeten damit den Initialfunken für die Akademie. Im Herbst 2007 setzten sich die Mitbegründer zum ersten Mal zusammen, im Frühjahr folgte die Gründung und in diesem Sommer bietet die *Akademie Dangast* als ersten aktiven Schritt ein anspruchsvolles Kursprogramm unter der Überschrift *Kunst und Natur am Jadebusen* an.

Ziel der Akademie ist es, an die besondere Künstlertradition Dangasts anzuknüpfen und kreativen Menschen an diesem einzigartigen Ort Impulse für die eigene schöpferische Arbeit zu geben. „Die Kunst in Dangast soll nicht nur museale Eindrücke bieten, sondern auch in der Gegenwart kreativ erlebt werden“, betont Konstanze Radziwill. Vier Kurse, über einen Zeitraum von jeweils drei und zehn Tagen, sind aber erst der Anfang. Die Akademie-Mitglieder wollen in naher Zukunft ein Künstlerhaus einrichten, in dem auch zeitgenössische Kunst ihren Platz findet und Stipendiaten die Möglichkeit gegeben wird, sich mit dem Ort und der Landschaft künstlerisch auseinanderzusetzen.

„Wir setzen hier auf das Besondere – und das ist das, was Dangast machen soll und vielleicht auch nur kann“, erläutert Konstanze Radziwill. Behutsam wolle man vorgehen, denn „wir wollen das schützen, was die Leute anzieht“.



Der Flyer der Akademie Dangast wurde der Öffentlichkeit vorgestellt.

Foto: Désirée Warntjen

Dr. Michael Brandt, Geschäftsführer der Oldenburgischen Landschaft, und Jörg Michael Henneberg, stellvertretender Geschäftsführer, sprachen von einem „Dornröschenschlaf, der Dangast bewahrt hat“ im Hinblick auf „fantastische bauliche Ensemble, den Naturraum im Ort und den Wattenmeerbereich“ und lobten die zügige Umsetzung des Akademie-Gedankens. „Die Akademie ist etwas, das aus dem Ort heraus entstanden ist und nicht von Außen übergestülpt wurde.“

Eine wirksame Außenwerbung für den Ort sieht auch Bernd Bureck, Geschäftsführer der Wirtschaftsförderung und Stadtmarketing Varel GmbH: „Es gilt, den Künstlerort zu revitalisieren. Die Akademie ist etwas, womit man werben kann.“

Eine große Nachfrage an künstlerischen Kursangeboten können Ingrid Köhler, Leiterin der Kurverwaltung, und ihre Mitarbeiterin Ingrid Funke bereits seit Jahren feststellen: „Es ist hervorragend, dass nun diese Zusammenarbeit zustande gekommen ist“, bewerten sie die Akademie-Gründung. Informationen und Flyer sind bei der Kurverwaltung Nordseebad Dangast, Am Alten Deich 4 – 10 in Dangast (Telefon 04451 / 911432) erhältlich.

Elsfleth erinnert an Graf Anton Günther und den Weserzoll



1794. Elsfleth ist aufs Engste mit dem von Graf Anton Günther erstrittenen Weserzoll verbunden. Die Stadt an der Weser pflegt auf vorbildliche Weise ihr historisches Erbe, an das in der Altstadt noch vieles erinnert. Das alte Zollhaus, heute Rathaus der Stadt, und das kürzlich restaurierte „Jagdschloss“, Heye-Stiftung, bieten eine prächtige Kulisse. Am 28. und 29.

Juni entführte ein Historienspektakel die Besucher in die Zeit des 30-jährigen Krieges. Der „Arbeitskreis Geschichte“ in Elsfleth hat eine Ausstellung zum Weserzoll konzipiert, dort wurden seltene Dokumente gezeigt. Die Ausstellung endete Mitte Juli und war ein großer Erfolg. Weitere Aktivitäten sind noch in diesem Jahr geplant.

Foto: Stadt Elsfleth

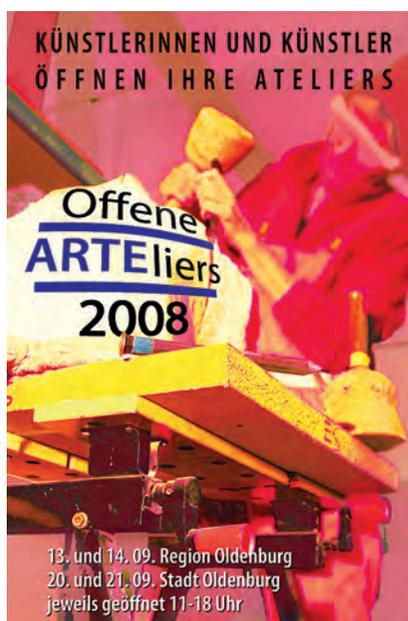
Künstlern über die Schulter schauen

VON GABRIELE BÖGER

Bereits zum dritten Mal können sich Kunstinteressierte und Kunstbegeisterte in diesem Jahr wieder auf die Offenen ARTEliers freuen. Am 13./14. September im Oldenburger Land sowie am 20./21. September in der Stadt Oldenburg öffnen sich erneut die Türen der Arbeitsräume regionaler Künstlerinnen und Künstler und bieten Einblick in das vielfältige professionelle künstlerische Schaffen in der Region. Zugleich bietet sich auch diesmal die Gelegenheit, Kunst direkt dort zu kaufen, wo sie entsteht.

So verschiedenartig wie die Kunst der Teilnehmenden, so vielfältig sind auch die dahinterstehenden Arbeitsorte. Vom modernen Stadtstudio über den umgebauten Bauernhof, von der Lagerhalle bis zur ehemaligen Kornbrennerei spannt sich der Bogen. Vertreten sind alle Sparten der Bildenden Kunst. Neben den klassischen Bereichen Malerei, Grafik, Fotokunst und Bildhauerei/Objektkunst sind auch Klang-, Licht- und Medienkunst zu erleben.

Die Offenen ARTEliers haben sich seit ihrem Start im Jahr 2004 als Schaufenster für regionale professionelle Kunst einen Namen gemacht. 2006 waren rd. 90 Ateliers an der Aktion beteiligt. Alle Akteure sind entweder Mitglied in den Berufsverbänden Bund Bildender Künstlerinnen und Künstler (BBK), Deutscher Künstlerbund oder GEDOK und haben in der Regel



ein Studium an einer Kunstakademie absolviert.

Die Offenen ARTEliers verstehen sich als direkte Maßnahme zur Künstlerförderung, die dazu beiträgt, die wirtschaftliche Situation regionaler bildender Künstlerinnen und Künstler zu verbessern. Dem Aspekt der Eigenvermarktung von Kunst kommt auch aufgrund unzureichender professioneller regionaler Ausstellungsmöglichkeiten im kunstnahen Bereich ein wachsender Stellenwert zu.

Organisiert werden die Offenen ARTEliers alle zwei Jahre von einem ehrenamtlich tätigen Team regionaler Künstlerinnen und Künstler aus der BBK-Bezirksgruppe Oldenburg

in Kooperation mit dem Freundeskreis bildender Künstlerinnen und Künstler in Oldenburg e.V.

Unter www.offene-arteliers.de können sich Kunstinteressierte ab August über alle teilnehmenden Künstlerinnen und Künstler und ihre Arbeitsschwerpunkte im Vorfeld umfassend informieren und sich anhand des Lage- und Übersichtsplans ihre ganz persönlichen Ateliertouren zusammen stellen und planen.

Weitere Informationen auch unter www.bbk-oldenburg.de

Ein Markenzeichen

„Künstlerort Dangast“: Wie der Kulturtourismus angekurbelt werden soll

VON DÉSIRÉE WARNTJEN

Die Begrifflichkeit vom „Künstlerort Dangast“ hat sich zwar längst in den Köpfen der Einwohner und Besucher manifestiert, doch nun soll der Begriff künftig auch als Markenzeichen überregional auf den Ort verweisen, in dem seit 101 Jahren jenseits der Kunstmetropolen eine ganz eigene Kunstentwicklung stattgefunden hat. Die Wirtschaftsförderung und Stadtmarketing Varel GmbH und die Oldenburgische Landschaft haben mit der offiziellen Installation des „Künstlerortes Dangast“ zwei Ziele im Blick: zum einen soll mit der Begriffsprägung Dangasts Stellenwert als bedeutender Ort künstlerischen Schaffens in der Reihe der weiteren deutschen und europäischen Künstlerorte manifestiert werden, zum anderen setzt man auf die Werbewirksamkeit, die die Zuordnung des kleinen Dorfes am

Jadebusen auch überregional in der Kulturlandschaft verdeutlicht. Darüber hinaus ist die Bezeichnung „Künstlerort Dangast“ als Referenz an jene Künstler zu verstehen, die in Dangast gewirkt haben und an deren Tradition man anknüpfen will.

„Tradition ist die Weitergabe des Feuers, nicht die Anbetung der Asche“, brachte Dr. Jörg Siewert vom Ministerium für Wissenschaft und Kultur die mit der Auftaktveranstaltung am 19. Juni im Alten Kurhaus verbundenen Ambitionen auf den Punkt. Siewert war stellver-

tretend für den niedersächsischen Minister für Wissenschaft und Kultur, Lutz Stratmann, erschienen, der die Schirmherrschaft übernommen hatte. Die Veranstaltung soll in Zukunft einmal jährlich stattfinden und neben einem Festessen ein Forum für Rückblicke, Ausblicke und die weitere künstlerische Entwicklung in Dangast in Form von Vorträgen und Gesprächen bieten.

Unter der Moderation des stellvertretenden Geschäftsführers der Oldenburgischen Landschaft, Jörg Michael Henneberg, bot die Veranstaltung den 100 geladenen Gästen in vier kurzweiligen Stunden tief-

Künstlerort Dangast

greifende, informative und zugleich auch höchst unterhaltsame Einblicke in Dangasts Geschichte und seine besonderen geographischen und kulturellen Eigenschaften.

Um dem Künstlerort auch optisch ein Markenzeichen zu verleihen, hatte der Künstler Hein Bohlen im Holzschnitt-Druckverfahren einen Schriftzug mit einer historischen Schrifttype geschaffen, der fortan als Logo verwendet wird für Schilder, Plakate und Flyer. Als Erinnerung an die „Brücke“-Maler hatte Bohlen sich für die aufwändige Her-



stellung entschieden: „Die ‚Brücke‘-Maler hatten den Holzschnitt neu entdeckt und ihm einen neuen Stellenwert in der Kunst gegeben.“

„Dangast war keine Künstlerkolonie, sondern ist ein Künstlerort“, betonte Dr. Jörg Siewert. Jeder Künstler, angefangen mit den „Brücke“-Malern Erich Heckel und Karl Schmidt-Rottluff vor über 100 Jahren, habe sich künstlerisch bewusst am Ort orientiert, nicht an einer Kunstszene. Kulturtouristisch sei man mit dem „Künstlerort Dangast“ auf dem richtigen Weg: „Das ist eine Pre-

miummarke, die den Ort auszeichnet.“

An die Geschichte Dangasts und die Rolle, die der Ort im Expressionismus einnimmt, erinnerte Horst-Günter Lucke, Präsident der Oldenburgischen Landschaft, in seinem Grußwort. Und auch Günter Schmöckel vom Brauhaus in Jever, das gemeinsam mit der EWE AG Oldenburg-Varel den „Künstlerort Dangast“ sponsert, zeigte sich voll des Lobes für diese Initiative: Dangast stehe für „Ideen, Kreativität und Individualität“ und die Instal-

ganz links: Maren Tapken vom Kurhaus Dangast serviert den legendären Rhabarberkuchen.

links: Teilnehmer der Festveranstaltung am 19. Juni 2008 in Dangast

Fotos: Désirée Warntjen



lation des Markenzeichens sei jetzt genau das Richtige: „Wi sünd in Intercity“, bezeichnete er den neuen Schwung des Ortes in seiner höchst unterhaltsamen und auf Platt gehaltenen Rede.

„Heute muss uns Weiterentwicklung und Revitalisierung ein Anliegen sein“, sagte Alwin Schlörmann von der EWE. „Kunst und Kultur sind für Dangast mehr als nur schmückendes Beiwerk: sie stellen ein Bindeglied zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dar und bewahren die regionale Identität.“

Als Festredner hatten die Veranstalter Prof. Dr. Heinz Spielmann gewinnen können. Spielmann hatte zwölf Jahre als Landesmuseumsdirektor des Landes Schleswig-Holstein gewirkt, in den Jahren 2002 bis 2005 war er Künstlerischer Leiter des neu gegründeten Bucerius Kunst Forums in Hamburg.

Sein Festvortrag führte die Gäste quer durch Europa zu bedeutenden Künstlerorten. Spielmann beleuchtete die Intention der Künstler, abseits der Kunstmetropolen eigene Orte der Inspiration und des individuellen Schaffens zu finden, losgelöst von der Kunstszene. „Dangast war ein künstlerischer weißer

Fleck auf der Landkarte – aber gerade, weil Dangast dieser weiße Fleck war, wurde es für Heckel und Schmidt-Rottluff zum Stimulans: alles war und blieb hier unverbraucht, durch keine bestehenden Bilder vorgeprägt, alles war ungekünstelt einfach und eben deshalb das von den Malern Gesuchte.“ Die Bilder Heckels und Schmidt-Rottluffs aus der Dangaster Zeit „gelten zu Recht als die Inkunabeln des jungen deutschen Expressionismus.“ Inzwischen sei der Nordwesten zu einem Fixpunkt unter den deutschen Kulturregionen geworden: „Wie gut, dass Heckel vor 101 Jahren beim Durchblättern des Atlas stutzte, als er den Namen Dangast las, und dachte, für ihn und seinen Freund sei es wohl das Richtige.“

Lars Klein, Leiter des Nationalparkhauses Dangast und Mitbegründer der „Akademie Dangast“, spannte in seinem Diavortrag den Bogen von den besonderen geographischen und geologischen Eigenschaften Dangasts hin zum atmosphärischen Naturerlebnis und dem „nordischen Licht“, das die Künstler inspirierte, und stellte die „Akademie Dangast“ vor, die an die Künstlertradition anknüpft und zeitgenössische Kunst in Form von

Ausstellungen, Kursen und später auch Stipendien und einem Künstlerhaus fördern will.

Sein ganz eigenes Kunstempfinden als „echter Dangaster Jung“ schilderte Karl-Heinz Funke, Bundesminister a.D., und verdeutlichte in seinem Beitrag die Erschwernisse der Anerkennung der Künstler ihrerzeit vor Ort, die der biblischen Schilderung vom Leiden des „Propheten im eigenen Lande“ sehr nahe kamen. Konstanze Radziwill, Tochter des Dangaster Künstlers Franz Radziwill, ließ die Veranstaltung mit einer Führung durch das Franz-Radziwill-Haus ausklingen und erinnerte an die Urgroßmutter Maren Tapkens, die noch die „Brücke“-Maler kennengelernt hatte im von der Familie betriebenen Alten Kurhaus und zu der Erkenntnis kam: „Leute, seid immer nett zu Künstlern, man weiß nie, was noch draus wird!“

Bernd Bureck, Geschäftsführer der Wirtschaftsförderung und Stadtmarketing Varel GmbH, erklärte: „Dangast und die Kunst – das passt zusammen! Dangast ist authentisch geblieben. Die Resonanz ist längst da, und die Zeit ist reif, für Dangast als Künstlerort ein sichtbares Zeichen zu setzen.“

Friesoyther testen Neubau eines alten Stadttores

Bürgermeister Johann Wimberg über die Lange Pforte, die Kehrtwende auf dem Arbeitsmarkt und das Oldenburg-Bewusstsein



Herr Wimberg, was ist Ihr Lieblingsplatz in Ihrer Stadt?

JOHANN WIMBERG: Da gibt es ein paar Plätze. Aber ein ganz besonders schöner ist hier gleich beim Rathaus, nämlich der zehn Hektar große Stadtpark. Zurzeit ist er noch attraktiver als sonst durch die Ausstellung EISENART mit mehr als 200 Exponaten.

Zum Stadtjubiläum – vor 700 Jahren, 1308, wurde die Stadt Friesoythe erstmals urkundlich erwähnt – ist ein originalgetreues Modell des alten Stadttores Lange Pforte aufgebaut worden. Wird am Ende dieses Experiments ein Nachbau des Tores stehen?

Das kann man noch nicht sagen. Es soll ja eine Entscheidung aller Friesoyther werden. Vor Jahren schon hat sich ein Verein gegründet, der sich den Wiederaufbau dieses alten Stadttores aus dem 15. Jahrhundert auf die Fahnen geschrieben hat und der sich auch zutraut, das Projekt finanziell zu stemmen. Ich bin 2. Vorsitzender und beobachte mit Bewunderung, wie motiviert und engagiert im Verein gearbeitet wird. Nun müssen wir abwarten, was die Friesoyther zum Modell-Test sagen: Wie gut kommt das Tor an? Lässt sich eine befriedigende Verkehrsregelung finden? Welche Vor- oder Nachteile hätte ein Wiederaufbau überhaupt?

Befürworten Sie selbst den Wiederaufbau? Solche „historischen“ Nachbauten sind bekanntlich nicht unproblematisch.

Doch, ich würde einen Wiederaufbau sehr begrüßen, sonst würde ich mich ja nicht in dem Verein engagieren. Ich will aber nicht verhehlen, dass das Modell nicht unumstritten war, insbesondere einige Geschäftsleute waren skeptisch und sind es vielleicht noch. Wir wissen, dass der Nachbau eines einst völlig zerstörten Bauwerkes immer umstritten ist. Zumal in unserem Fall nun auch schon gut 50 Jahre seit der Zerstörung vergangen sind. Dennoch: Ein namhafter Fachmann wie zum Beispiel der frühere Leiter des Museumsdorfes Cloppenburg, Professor Ottenjann, ist der Ansicht, dass ein Wiederaufbau des Tores in unserer Stadt durchaus zu rechtfertigen wäre. Friesoythe wurde im 2. Weltkrieg fast vollständig zerstört und daher gibt es bei uns keine identitätsstiftende alte Bausub-

stanz mehr; außerhalb der Kirchen gibt es kein profanes Bauwerk, das aus der langen Geschichte der Stadt erhalten geblieben wäre. Der Wiederaufbau des Tores wäre da ein besonderes Zeichen. Vor allem viele ältere Leute sprechen von einem „Herzenswunsch“, der für sie damit in Erfüllung ginge. Ich will aber gleich dazu sagen, dass ein Wiederaufbau als Monument allein nicht ausreicht, denn die Räumlichkeiten im Tor, so beschränkt sie auch sein mögen, müssten auch konzeptionell genutzt und mit Leben erfüllt werden. Man könnte beispielsweise standesamtliche Trauungen abhalten und das Tor als Ausgangspunkt für Stadtführungen nehmen; auch eine kleine stadtgeschichtliche Ausstellung könnte hier vielleicht ihren Platz finden.

Friesoythe ist finanziell nicht auf Rosen gebettet. Deshalb: Wer soll das bezahlen?

Es könnte aus Spenden der Bevölkerung sowie mit Hilfe von Sponsoren und mit Unterstützung von Stiftungen finanziert werden. Die Stadt würde sich gewiss auch als „Spender“ mit einem Beitrag beteiligen. Doch der Hauptteil der Finanzierung müsste ganz sicher privat aufgebracht werden.

Vor 20, 25 Jahren berichteten die Medien über eine Stadt Friesoythe, die eine der höchsten Arbeitslosenquoten in der ganzen Republik hatte, zwischen 30 und 40 Prozent. Heute steht eine 7 vor dem Komma. Was ist passiert, dass die Stadt inzwischen wieder vergleichsweise gut dasteht?

Sie beschreiben zutreffend, dass Friesoythe Mitte der 80er Jahre als „Armenhaus der Nation“ und Schlusslicht in der Arbeitslosen-Statistik in die Schlagzeilen gekommen war. Heute





Noch ist es nur eine große Fototapete, doch möglicherweise wird das alte Friesoyther Stadttor Lange Pforte in echt nachgebaut.

Bild: Peter Kreier

können wir gelassen auf diese Zeit zurückblicken, weil sich die Lage zum Glück grundlegend geändert hat. Die Kehrtwende hat dabei nicht die Ansiedlung eines einzelnen großen Unternehmens gebracht, sondern es war die Ansiedlung oder Neugründung vieler kleiner und mittelständischer Betriebe, die für diese Wende auf dem Arbeitsmarkt ausschlaggebend waren. Die Stadt hat intensiv Wirtschaftsförderung mit äußerst günstigen Konditionen für Ansiedlungen und Existenzgründungen betrieben und betreibt sie weiter. Noch gibt es innerhalb des Oldenburger Münsterlandes das althergebrachte Süd-

Nord-Gefälle: Vechta hat in der Arbeitslosen-Statistik eine 4 vor dem Komma, Cloppenburg eine 6, wir eine 7. Den größten Sprung nach vorne hat in den vergangenen beiden Jahrzehnten allerdings Friesoythe gemacht. Der Abstand zwischen Süd und Nord ist deutlich geringer geworden. Doch die Ehrlichkeit gebietet es auch zu sagen, dass unsere Region nach wie vor nachhaltig auf finanzielle Förderung durch Land, Bund und EU angewiesen ist.

Wie hat sich die Einwohnerzahl in den vergangenen beiden Jahrzehnten entwickelt?

Die Bevölkerungszahl steigt, wir haben jetzt mehr als 21.000 Einwohner. Wie im gesamten Landkreis Cloppenburg, der ja als der „jüngste“ Kreis Deutschland gilt, ist auch bei uns ein Drittel der Bevölkerung unter 25 Jahre alt. Der demografische Wandel, der wachsende Anteil älterer Menschen, mit dem andere Kommunen längst konfrontiert sind, ist bei uns noch nicht so spürbar. Diese Entwicklung wird aber auch an uns nicht vorübergehen, sondern mit einer Zeitverzögerung von vielleicht zehn Jahren wirksam werden. Was konkret heißt, dass wir in dieser Zeit einen gewissen Vorteil gegenüber anderen Kommunen haben. Wenn wir von unserer jungen Bevölkerung sprechen, dürfen wir eine Gruppe nicht vergessen: die Aussiedler, die aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion zu uns gekommen sind. In diesen Familien gibt es häufig höhere Geburtenraten, als sie bei den Einheimischen üblich sind. Natürlich hatten wir in den ersten Jahren dieser Zuwanderung große Sorgen um die Integration. Doch wir müssen auch ehrlich anerkennen, dass ohne die Aussiedler der Bevölkerungszuwachs nicht so erheblich gewesen wäre.

Was ist es, was die Menschen so gerne in Friesoythe – wie auch anderswo im Oldenburger Münsterland – arbeiten und leben lässt?

Die Menschen sind grundsätzlich stark verwurzelt in der Region, in ihrer Stadt oder in ihrem Dorf. Vor allem Familien mit Kindern fühlen sich wohl in Friesoythe, weil es viele kindgerechte Angebote am Ort gibt und weil dieses familienfreundliche Umfeld ihnen auch ein Gefühl großer Sicherheit verleiht. Es gehört auch zur Lebensqualität der Stadt, dass die Menschen nicht nur aufgeschlossen und kontaktfreudig sind – es gibt mehr als 200 Vereine –, sondern sich auch tatkräftig dafür einsetzen, die Stadt lebenswerter zu machen. Wir erleben das gerade wieder mit der Aktion „Grün in der Stadt“, wo sich Mitbürger auch finanziell engagieren. So können wir mitunter Dinge vorantreiben, die wir uns aufgrund unserer Haushaltslage nicht leisten könnten.

Woher rührt das doch recht starke Oldenburg-Bewusstsein in den Kreisen Vechta und Cloppenburg?

Es ist schwer, darauf eine schlüssige Antwort zu geben. Unzweifelhaft sind die Menschen hierzulande sehr bodenständig. Sie betrachten die historisch gewachsenen Strukturen als ihre Heimat. Deshalb sind sie auch sehr viel mehr Oldenburger als Niedersachsen. Sie reagieren äußerst empfindlich, so-

Bürgermeister Johann Wimberg präsentiert den sagenumwobenen, gut 300 Jahre alten Pestschinken, der gewöhnlich, unter einer luftdicht verschlossenen Abdeckung, in seinem Büro im Rathaus aufbewahrt wird.

Bild: Peter Kreier

Geschichte vom „Pestschinken“



Der verholzte „Pestschinken“, der heute im Amtszimmer von Bürgermeister Johann Wimberg im Friesoyther Rathaus unter einer luftdicht verschlossenen Abdeckung aufbewahrt wird, ist wohl gut 300 Jahre alt. Er stammt vermutlich aus dem 16. oder 17. Jahrhundert und nicht, wie auf der hölzernen Unterlage eingekerbt, aus dem Jahr 1350. Beide Daten verbinden sich jedoch mit Seuchenzügen: Zum einen ist nicht auszuschließen, dass Friesoythe in den Jahren 1347 bis 1352, als die Pest in Europa eine Million Todesopfer forderte, vom Seuchenzug berührt worden ist, zumal das nahegelegene Wildeshausen besonders schrecklich heimgesucht wur-

de. Zum anderen passt der „Pestschinken“ zu den Angaben in einem Seitenfenster der Marienkirche, wo als einer der Schicksalsschläge, die Friesoythe im Laufe seiner Geschichte ereilten, die Pest von 1567 bildlich dargestellt wird; überliefert ist, dass 1568 in vier Friesoyther Bürgerhäusern die Pestilenz wütete.

Wie auch immer: In dem zwei-bändigen Werk „Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg“, Erstausgabe aus dem Jahr 1867, berichtet Ludwig Strackerjan, dass in diesen Schinken „vor vielen Jahren die Pest hineingebannt [wurde], die in Gestalt einer blauen Wolke in der Luft herumgefahren

und endlich bezwungen und in den Schinken gebannt ist; der Schinken aber ist dadurch unverweslich geworden ...“ Nach Hermann Lübings „Oldenburger Sagen“ war es der Besitzer des Wreesmannschen Hauses (in dem der Schinken bis Ende der 1920er Jahre hing), der sich auf die schwarze Kunst verstand und im 30-jährigen Krieg die durch Friesoythe schwebende blaue Pestwolke besprach, so dass sie stillstand und in den Schinken hineinfuhr: „Dieser war verloren und nicht mehr genießbar, aber die Pest hatte für ewige Zeiten zu fressen und hat ihren Sitz nicht wieder verlassen.“

RR

bald versucht wird, von Hannover aus diese überkommenen Strukturen in Frage zu stellen. Erst jüngst wurde die Zuordnung von Vechta und Cloppenburg zur Osnabrücker Polizeidirektion zurückgenommen; die Region hat großen Anteil daran, dass es so gekommen ist. Es ließen sich noch andere, ähnliche Beispiele von regionalem Widerstand aufführen, die alle gezeigt haben, dass es sich lohnt, den Zusammenhalt zu pflegen und als Region selbstbewusst aufzutreten.

Herr Wimberg, Sie sind vor zehn Jahren, 1998, als 28-Jähriger – damals als der jüngste Bürgermeister Deutschlands – ins Amt gekommen und inzwischen mit mehr als 70 Prozent Zustimmung erneut gewählt worden: Werden Sie auch das 725-jährige Stadtjubiläum als Bürgermeister feiern?

Nein, das glaube ich nicht. Wenn die derzeit laufende Wahlzeit zu Ende ist, werde ich 16 Jahre im Amt sein. Ob ich dann noch einmal antrete, weiß ich heute noch nicht. Ich habe mir aber vorgenommen, auf jeden Fall dann aufzuhören, wenn die Mehrheit der Leute mit mir noch zufrieden ist.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE RAINER RHEUDE.

Zeittafel: 700 Jahre Stadt Friesoythe

800: Die Kirche Altenoythe wird um 800 von Visbek aus gegründet. Die heutige Vituskirche, an deren Stelle einst vermutlich eine Holzkirche stand, reicht in seiner ältesten Bauperiode wahrscheinlich in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts zurück.

1200: Spätestens in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entsteht an der Soeste die Burg zu Oythe, die zusammen mit der Schnappenburg bei Barßel und der Cloppenburg zur Durchsetzung und Sicherung der landesherrlichen Ansprüche der Grafen von Tecklenburg dient. Schon im 12. Jahrhundert zählte ein Haupthof in Oythe zu den Gütern der Grafen.

1308: Am 13. September 1308 stellt der Drost in Tecklenburg Osnabrücker Kaufleuten, die den Markt „in oppido Oyttha“ am 22. September besuchen wollen, einen Geleitbrief aus. Seitdem wird „Oyttha“ in mehreren Geleitbriefen als oppidum (Stadt) bezeichnet. Wann genau der Markort Friesoythe die Stadtrechte erhalten hat, ist nicht bekannt.

1397: In Wien stirbt am 20. Mai 1397 der wohl berühmteste Sohn Friesoythes: Heinrich Totting von Oytha ist der Mitbegründer der theologischen Fakultät der Universität Wien. Ein Denkmal in der Friesoyther Marienkirche erinnert an ihn.

1400: Die Tecklenburger Grafen verlieren nach kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Bischöfen von Münster und Osnabrück ihr „Nordland“; die Burgen in Cloppenburg und Friesoythe waren schon 1393/94 bezwungen worden.

1470: Ein Schreiben des Lübecker Hansetages vom 16. Juni 1470 fordert die kleinen Städte des westfälischen Quartiers der Hanse, darunter „Frysoet“ im münsterschen Niederstift, zur Zahlung von Beiträgen auf, wenn sie die Privilegien der deutschen Hanse in Anspruch nehmen wollen. Weitere Urkunden über die Zugehörigkeit Friesoythes zur Hanse gibt es bisher nicht.

1500: Das Stadttor Lange Pforte wird gegen Ende des 15. Jahrhunderts gebaut. Es gilt als Wahrzeichen der Stadt. Zur Befestigung der Stadt gehörten noch zwei kleinere Tore.

1599: Die Friesoyther Schmiede waren im 16. und 17. Jahrhundert für ihre Sensen berühmt. Am 30. November 1599 beurkunden die Meister der Schmiedegilde innerhalb der Stadt Friesoythe ihre Zunftartikel und berufen sich dabei auch auf schon ältere Regelungen.

1803: Beginn der oldenburgischen Zeit: Friesoythe wird 1814 Amtsstadt und erhält 1820 vom Herzog eine neue Stadtordnung, die allerdings von den Bürgern nur unwillig angenommen wird, weil sie alte Privilegien beseitigt.

1877: Ein Großbrand vernichtet am 18. Juni 1877 mehr als 50 Gebäude. Ein Mensch kommt in den Flammen um, weit über 200 Einwohner sind obdachlos. Die Friesoyther Bitte um Hilfe bleibt im Oldenburger Land nicht ungehört: Durch Geld und Sachspenden aus dem ganzen Land kann der Wiederaufbau zügig in Angriff genommen und nach Jahresfrist bereits abgeschlossen werden.



1945: Im 2. Weltkrieg ist Friesoythe im April 1945 Frontgebiet. Die Stadt wird stark zerstört. Von 381 Häusern werden 231 vollständig zerstört und 30 stark beschädigt. Auch beide Kirchen brennen aus. Die Kanadier machen das unversehrte alte Stadttor Lange Pforte dem Erdboden gleich, als Rache für einen tödlichen Anschlag auf einen ihrer Kommandeure. Der 1941 verstorbene Stadtschreiber Wreesmann, dem das „zweite Gesicht“ nachgesagt wurde und der auf einem Denkmal (Bild) an der Wasserstraße auf die in Trümmern liegende Stadt zeigt, hatte deren Zerstörung Jahrzehnte zuvor vorhergesagt.

1974: Zum 1. März 1974 wird Friesoythe durch die niedersächsische Gebietsreform mit den Gemeinden Altenoythe, Markhausen, Neuscharrel, Gehlenberg und Neuvrees zur neuen Stadt Friesoythe zusammengeschlossen und in den Landkreis Cloppenburg eingegliedert. Die 245 Quadratkilometer große Stadtgebiet umfasst ein Sechstel der Fläche des Kreises.



Großes
Staats-
wappen
des Groß-
herzogtums
Oldenburg

Zu Tisch beim Großherzog

Aus den Erinnerungen des Generalintendanten
Leon Alexander Joseph von Radetzky-Mikulicz

VON STEFAN MEYER

Wer heutzutage durch das Zentrum von Rastede fährt, der wird in der Ortsmitte auf ausgesprochen geschichtsträchtiges Terrain stoßen. Neben der St. Ulrichs-Kirche, als zweitältester Kirche des Ammerlandes (1059), erstreckt sich umgeben von ausgedehnten Park- und Grünanlagen ein malerisches, klassizistisches Landschloss, welches auf den Grundmauern des zum ehemaligen Benediktinerkloster gehörigen alten Abhauses errichtet wurde. Mit dem Erwerb des Schlosses durch den späteren Oldenburger

Herzog Peter Friedrich Ludwig (1755 – 1829) im Jahre 1777 erfolgte nicht nur die von ihm in Auftrag gegebene frühklassizistische Umgestaltung des Baus, sondern auch die Ära der großherzoglichen Sommerresidenz in Rastede.

Noch heute befindet sich die herzogliche und ab 1829 großherzogliche Anlage im Besitz des Hauses Oldenburg und bildet zusammen mit dem gegenüberliegenden und heute als Ausstellungsort genutzten Erbprinzenpalais im Stil des Historismus sowie dem herrschaftlichen Hirschtor am Südeingang

links: Großherzogliches Schloss Rastede (Vorderansicht) Fotografie von C. Brüning, Oldenburg, Donnerschwer Straße, aufgenommen am 1. Mai 1897 Privatbesitz

ein geschlossenes, im Rasteder Schlosspark eingebettetes, historisch wertvolles Ensemble. Die im englischen Stil gehaltene Parklandschaft lädt förmlich zu einem Spaziergang ein und lässt den Betrachter auch heute noch den Erholungswert erleben, den einst die großherzogliche Familie in ihrer Sommerfrische gesucht und auch gefunden hat.

Einen Einblick in das großherzogliche Alltagsleben unter der Regierung Nikolaus Friedrich Peters. (1853 – 1900) innerhalb der Schlossmauern als auch eine Beschreibung seiner zahlreichen Ausfahrten in den Rasteder Schloßpark vermitteln uns die freundlicherweise von Heike Müns zur Verfügung gestellten Auszüge aus einem der Tagebücher des letzten großherzoglichen Kammerherrn und Generalintendanten des Oldenburgischen Hoftheaters Leon Alexander Joseph von Radetzky-Mikulicz (1851 – 1934). Diese Funktionen hatte er auch unter der Regierung des Großherzogs Friedrich August bis 1918 inne.

In Zusammenarbeit mit der Oldenburgischen Landschaft wird dieser bislang unbekannte Quellenneufund von Frau Heike Müns bearbeitet und publiziert werden.

So berichtet der Kammerherr Leon Alexander Joseph von Radetzky-Mikulicz in seinem III. Tagebuch (1896 – 1918) von seinen Erlebnissen in der großherzoglichen Sommerresidenz Rastede, wobei in seinen Ausführungen eine gewisse Enttäuschung auf Grund der bei Hofe herrschenden Monotonie nicht verborgen bleibt, er schreibt:

Im Sommer residierte der Großherzog stets mehrere Monate in Rastede, wohin auch ich für sechs Wochen überzusiedeln hatte.

Während die Hofkavaliere ihren Dienst in Oldenburg in großen, gestickten Hofkleid taten, war für Rastede nur der Offizierfrack vorgesehen, der daher auch offiziell Rasteder Frack genannt wurde.

Das Leben in dieser Sommerresidenz war für das Gefolge recht monoton, denn vor der Dinerzeit um sechs Uhr bekam man den hohen Herren überhaupt nicht zu sehen. Er bewohnte das kleine Palais jenseits der Chaussee, fuhr die kleine Strecke zum Schloss, wo gespeist wurde, stets herüber, und das Gefolge wohnte im Kavalierehaus. Ein Tag glich dem anderen, wie ein Ei dem anderen und es war schon mehr Pedanteria, als Festhal-

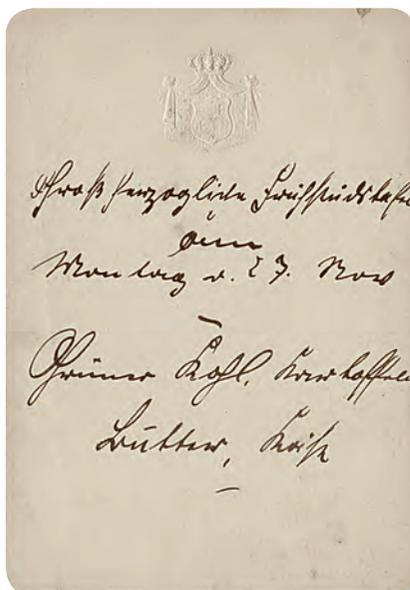


Leon Alexander Joseph von Radetzky-Mikulicz im Frühstücksdress, dem „Rasteder Frack“. Quelle: Privatbesitz

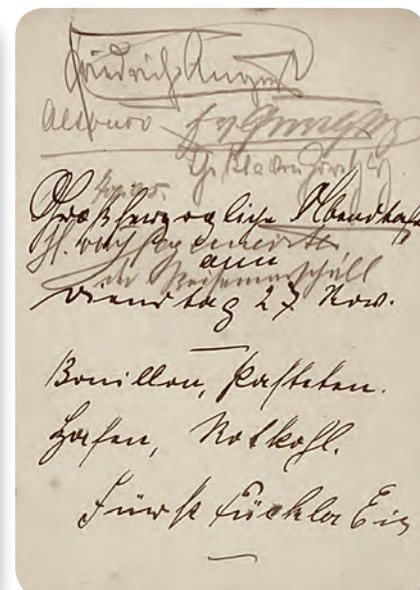
ten an der Tradition, dass dem Großherzog zu keinerlei geselligen Konzessionen zu bewegen vermochte. So etwas Monotonies wie ein Diner in Rastede gibt es gar nicht wieder. Im Empfangssaal waren die vier Herren des Gefolges dem Range nach aufgebaut, der Oberhofmarschall von Heimburg, meine Wenigkeit, der Stallmeister Satorius und der Flügeladjutant von Jordan. Alle im Dress. Und der Großherzog hielt dann Parade/Visite ab und begann seine Rede fast bei jedem mit den gleichen Worten: „Nun, was haben Sie getrieben?“ Ebenso geistreich wie die Frage war in der Regel die Antwort, denn was sollte man schon in Rastede besonderes treiben? Spaziergänge im herrlichen Park oder höchstens eine weitere Radfahrt war die einzige Abwechslung in unserem trostlosen Dasein. Jeden Tag gab es ein richtiges Diner von wenigstens sechs

Gängen; selbst in Oldenburg, wo der Großherzog außer an den Audientztagen allein aß. Er war nämlich ein starker Esser und verschanzte sich dahinter, dass die Köche in Übung bleiben müssen. [...]

Die Unterhaltung bei Tisch war eine recht spärliche, da keiner der Anwesenden ein Thema ansagen durfte. Da der Großherzog eifrig aß und sehr schnell serviert wurde, so stellte er nur ab und zu eine Frage, die rasch beantwortet wurde, und damit war die Sache für eine Weile zu Ende.



Großherzogliche Frühstückskarte von Montag, 27. November 1905: Grüner Kohl, Kartoffeln, Butter, Käse. Bilder: Privatbesitz



Großherzogliche Abendkarte: Bouillon, Kartoffeln, Erbsen, Rotkohl, Fürst-Pückler-Eis. Mit Unterschrift vom Großherzog Friedrich August



Carl Rahl, Bildnis des Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg, 1861, Öl auf Leinwand, Ausschnitt Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte Oldenburg, LMO 12.625

Nach dem Kaffee empfahl sich der Großherzog und wir eilten auf unsere Zimmer, um uns im Galopp umzuziehen, denn nun folgte die tägliche Wagenfahrt. Das war wirklich eine Sehenswürdigkeit und erinnerte an alte, verklungene Hofzeiten. In Rastede fuhr der Großherzog nie anders als in einer Art Break mit einem hohen Bockstutz, auf dem er selbst und neben ihm der Oberhofmarschall saß. Vier schöne Oldenburger Traber zogen den Wagen. Auf dem Sattelpferd saßen die Reiter in ihren kleidsamen Livreen: kurze, silberbestreute Joggingjacke, schwarze Kappe mit Silbertressen, weiße Beinkleider und Kurzstiefel. Der Spitzen- und der Nachreiter in derselben Tracht. In flottem Trab ging es nun in den Park und die weiteste Umgebung, wobei der Großherzog stets vom Bock aus dem Spitzenreiter den einzuschlagenden Weg angab. Da im Park eingegattertes Dammwild gehalten wurde, so musste häufig ein Gatter geöffnet und dann wieder geschlossen werden und das hatten die beiden Reiter zu besorgen. Direkt pompös sah es aus, wenn Gäste zur Tafel geladen waren und dann vier bis sechs solcher Wagen hintereinander diese Spazierfahrt ausführten. Seinen Park kannte der Großherzog wie seine Westentasche und da bereitete es ihm dann größten Spaß, seine Gäste kreuz und quer durch denselben zu fahren, so dass jeder über die Ausdehnung dieser gut gepflegten Parkwege erstaunt war, während die effektive Fläche gar nicht so immens war und nur durch die geschickt geleitete Führung des Großherzogs vorgetäuscht wurde.

An jedem Sonntag endete eine solche Tour durch sämtliche Straßen Rastedes, damit die Oldenburger, für die Rastede ein sehr beliebter Ausflugsort war, ihren Landesherrn zu sehen bekämen. [...]

rechts: Großherzog Friedrich August, 1930 Privatbesitz
ganz rechts: Leon Alexander von Radetzky-Miculicz mit Familie im Park, ca. 1912 Privatbesitz



Im Ganzen stand ich mich aber mit dem alten Herrn sehr gut und trauerte ihm aufrichtig nach, als er am 13. Juni 1900 nach einer kurzen Krankheit in Rastede für immer die Augen schloss.

Ich tat zu jener Zeit Dienst in Rastede und war somit unmittelbar beteiligt an den feierlichen Beisetzungszeremonien. Die Leiche des Entschlafenen war in seinem Schlafzimmer aufgebahrt und durfte dort von den Damen der Hofgesellschaft besichtigt werden. [...]

Friedlich hob sich das graue Haupt des Heimgegangenen vom weißen Linnen ab und machte völlig den Eindruck des Schlafenden.

In der zweiten Nacht wurde die Leiche nach Oldenburg überführt, wo inzwischen die Vorbereitung für seine Aufnahme getroffen worden waren. Die zweieinhalbstündige Fahrt im Schritt und in derselben Nacht von Rastede nach Oldenburg wird mir unvergesslich bleiben. Hinter dem Leichenwagen ritten der bisherige Erbgroßherzog und sein Bruder Georg, dahinter zwei Crügers mit dem alten Heimburg und mir, sowie mit dem Oberstallmeister und Flügeladjutanten. Wir waren kaum aus Rastede heraus, da hielt bereits der Zug. Und was war der Grund: Der Herzog Georg, des Reitens ungewohnt, hatte sich bereits durchgeritten und musste vom Pferde herunter. Er trat an unseren Wagenschlag und bat mich, ihm meinen Platz zu überlassen. Da aber im Coupé nur zwei Personen Platz hatten, so blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf den Bock neben den Kutscher zu setzen. So fuhr ich dann den ganzen Weg in voller Kammerherrngala mit dem federgeschmückten Dreimaster auf dem Bock, durch Oldenburg und die tausendköpfige Menge, die dort die Straßen umsäumte, mag sich nicht schlecht gewundert haben, einen Kammerherren auf dem Bock sitzen zu sehen.

Nach dem Ableben Nikolaus Friedrich Peters setzte Leon Alexander Joseph von Radetzky-Miculicz seinen Dienst bei dem letzten regierenden Großherzog Oldenburgs, Friedrich August (1852 – 1931), bis zu dessen Abdankung im November 1918 fort.



Foto: Peter Kreier

Ein Kleinod historistischer Architektur

Schloss und Palais Rastede sind ein Ensemble von nationaler Bedeutung

18. Jh. Rastede wirbt mit dem Begriff „Residenzort“ und viele Besucher werden die einzigartige Atmosphäre mit ihren Parks, herrschaftlichen Gebäuden und nicht zuletzt dem Schlosscafé schätzen. Rastede ist eine Reise wert und das Palaisensemble mit den klassizistischen Torhäusern, dem kleinen Marstall, der Schmiede und dem Gemeindearchiv ist bis heute erhalten und vermittelt einen Eindruck von der großherzoglichen Hofhaltung

Als Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg Mitte der 1820er Jahre das Palais des Grafen Schmettau erwarb und die Torgebäude sowie Nebengebäude errichten ließ, wurde aus dem Ensemble das Erbherzogliche Palais für seinen Nachfolger, den späteren Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg. Herzog Peter-Friedrich-Ludwig von Oldenburg hatte in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts das heutige Schloss Rastede erworben und in den nachfolgenden Jahren zu seiner Sommerresidenz gemacht. Das Gegenüber von Herrschersitz und Erbprinzenpalais ist seit der Aufklärung ein sehr

häufiger architektonischer Ausdruck dynastischer Nachfolge und Kontinuität. Man denke nur an das Gegenüber von Berliner Stadtschloss und Kronprinzenpalais in Berlin-Mitte, an die Beziehung zwischen Neuem Palais und Charlottenhof sowie später Cäcilienhof in Potsdam. Aus dieser grundsätzlichen Beziehung von Herrschersitz und Erbprinzenpalais folgt, dass das Palais Rastede immer in Relation zum Schloss Rastede zu sehen ist. In Rastede handelt es sich sogar um eine spiegelbildliche Gegenüberstellung der Residenz des regierenden Herzogs bzw. Großherzogs und seines Nachfolgers. Der Erbgroßherzog hatte genau wie der Großherzog eine eigene Hofhaltung, die zwar bescheidener ausfiel, der aber auch architektonisch Rechnung getragen wurde. Palais, Torhäuser und Nebengebäude sowie der Palaisgarten bilden eine Einheit, die der Einheit des Schlosses mit Kavalierhaus, Torhäusern, Venustempel und Parkanlagen gegenübersteht. Zusammengekommen handelt es sich um ein Gesamtensemble von nationaler Bedeutung.



PETER KREIER, Jahrgang 1940, war von 1976 bis 2003 Fotograf bei der Nordwest-Zeitung in Oldenburg. Zuvor war er u. a. Kammermusiker am Oldenburgischen Staatstheater. Geboren in Reppen (bei Frankfurt/Oder) lebt er seit 1969 in Oldenburg. Mit seinen Arbeiten, insbesondere auch mit Portrait- und Theateraufnahmen, hat Kreier schon diverse Ausstellungen bestritten.

peter.kreier@ewetel.net



Früh am Morgen tauchen die ersten Sonnenstrahlen das Kreuzifix an der St. Vitus-Kirche in Altenoythe in ein weiches und warmes Licht. Die romanische Saalkirche aus Findlingsmauerwerk mit Chor und Westturm gehört zu den ältesten Kirchen im Oldenburger Land. Der älteste Teil der von der Abteil Corvey (bei Höxter) aus gegründeten Urkirche stammt aus dem 12. Jahrhundert; ursprünglich hatte bereits um 800 an gleicher Stelle eine Holzkirche gestanden. Spätgotische Gewölbemalereien, ein spätmittelalterlicher Schnitzaltar und ein steinernes Epitaph gehören zur wertvollen Innenausstattung der von einem Friedhof umgebenen Kirche. Auch eine alte Kirchhofmauer ist erhalten.



So schön ist das Oldenburger Land

Bild Peter Kreier

Expressionismus in de Kunst un in de Literatur

Nich bloß moiße – man vull van Leven 'n Gefuehl

VON HEINRICH SIEFER

Harvstmaond 1905. In den Pariser „Salon“, to de Tied best bekannt för 't Utstellen van Biller, wieset junge Künstler Biller, de so noch nie nich maolt worn sünd: Bööme, Hüüser, Landskuppen, Lüüe, maolt in grelle, kakelbunte Klören. So wat wull de Welt dont nich seihn. As „wilde Deierter“ wüdden de Maoler van sücke Biller beneumet. Wo kunn man füerrode Bööme maolen, un Hüüser gressgreun? In de Natur was sowat nich to seihn. Man de Maolers güng dat dor in Paris nich üm Biller, de bloß wiesen döen, wo dat in de Natur wüddelk utseihn dö. Ne, ehr güng dat üm all dat Gefuehl, wat in ehr levde. Dat wullen se to Popier bringen, wenn se an 't Maolen wörn. In Frankriek wörn dat domaols Henri Matisse (1871-1958), André Derain (1880-1954) un Georges Rouault (1871-1958).

To glieke Tied gev dat uk in Düütschland Maolers, de heil anners as all de annern Künstlers bit dohen maolen wullen. In Dresden harn se sik 1905 to ein Koppel van Künstlers tosaomenschaoten, de se „De Brügggen“ („Die Brücke“) neumen döen. Ernst Ludwig Kirchner (1880-1938), Karl Schmitt-Rottluff (1884-1976), Erich Heckel (1883-1970) un löter uk Max Pechstein (1881-1955) hörden dorto. Se wullen nich mehr bloß dat Moije, dat Schöne wiesen, dat wat alle maolen döen. Se wullen uk dat Gräsige, dat Düüstere, den Dood, de Bangte, all dat, wat et uk anns noch in de Welt geven deit, wiesen. Expressionismus, so wüdd disse neie Aort, Biller to maolen, neumet. Et was uk mehr as bloß Billermaolen. De Künstlers güng dat uk üm Kritik an de Aort un Wiese, wo sik de Wirtschaft un de Arbeitswelt entwickeln döen: De Arbeit in de Fabriken löt de Lüüe in de Stadt trecken. Dat Waohnen un dat Leven in de Stadt was eng, deilwies schmeerig. Dor wüdd nich mehr, so as noch up 'n Lanne, väle naoh den annern kaken. Jeder mössde man toseihn, dat man dör 't Lock köm. För minne Geld sik afmarachen, den Buckel krumm maoken. Wecker nich mithollen kunn, wecker krank wüdd, de blev över. De Biller van disse

Else Lasker-Schüler, * 11.02.1886 in Elberfeld bi Wuppertal, † 22.01.1945 in Jerusalem, hörde to eine van de bekanntsten Schrievschen in den Expressionismus. Ehr Gedicht „Das blaue Klavier“ kunn up Plattdüütsch villicht so klingen:

Mein blaues Klavier

Ich habe zu Hause ein blaues Klavier
Und kenne doch keine Note.
Es steht im Dunkel der Kellertür,
Seitdem die Welt verrohte.
Es spielten Sternenhände vier
Die Mondfrau sang im Boote
Nun tanzen die Ratten im Geklirr.
Zerbrochen ist die Klaviatür
Ich beweine die blaue Tote.
Ach liebe Engel öffnet mir
Ich aß vom bitteren Brote
Mir lebend schon die Himmelstür
Auch wider dem Verbote.

Else Lasker-Schüler

Mien blaw Klavier

Ik hebb to Huus ein blaw Klavier
Un kenn doch kiene Note
Et steiht in 't Düüster van de Kellerdör
Siet wor de Welt was bloß noch groff.
Et spalden Steernenhanne veier
Dat Maondwief süng in 't Boot
Nu danzt de Rotten, wat 'n Klötern.
Tweibroken is de Klaviadör
Ik blar üm de blawe Doode.
Ach leve Engels maakt mi los
Ik eet van 't bitter Brot
Mi wo ik noch lev' de Himmelsdör
Uk wenn dat is verbaoen.

*(In 't Plattdüütsche brocht van
Heinrich Siefer naoh Else Lasker-Schüler)*

„neien Maolers“ sünd d' rüm nich schön, man vull van Leven, vull van Bewegen. Bööme, Hüüser, Wisken, Esk un Waiden seiht nu nich mehr so ut as in de Natur to seihn. Kien glatten Pinselstrich. Manges schinnt aals as ein groot Dörnanner un Övernanner. Jüst so as de Welt mit all ehr Macken in de Ogen van de Künstlers. In 't Ollnborger Land kumm disse Aort to Maolen jüst in 'n lüddek Dörp an, in Dangast bi Varel.

Schmidt-Rottluff, Heckel un Pechstein kommt in de Sömmer-tied (in de Johren tüsken 1907 un 1912) naoh Dangast. Un se maolt dor. De Landskup, dat klaore Lecht, Heven, so wiet as man kieken kann, dat all heff ehr woll tosegg. Man de Lüüe ümto hollt nich väle van ehre kakelbunten Biller. Se sünd een-fach nich moiye. Vandaoge is dat anners. Siet de Tied is Dan-gast bekannt för Kunst un Kultur. De Maolers van „De Brü-ge“ (Die Brücke) hebbt ’n Riege van Biller dor in Dangast maolt. Bekannt sünd ut de Tied van Schmidt-Rottluff vör allen „Dat blawe Huus“ (Das blaue Haus), 1907; „Landhuus (Witte Huus)“ (Landhaus - Weißes Haus), 1910. Van Erich Heckel kennt wi in ’t Ollnborger Land de Biller „Dangaster Lanskup“ (Dangaster Landschaft), 1908; „Tegelee bi Dangast“ (Ziegelei bei Dangast), 1908. Bekannt ut de Tied in Dangast is van Max Pechstein dat Beld „Buurnhüüser in Dangast“ (Bauernhäuser in Dangast), 1910.

De Biller van de Expressionisten wörn de Lüüe domals nich wennt. Mit de Literatur is dat nich väle anners.

So as de Maolers, so willt de Schrievers in ’n Expressio-nismus uk nich mehr bloß moiye Gedichten un Geschichten schrieven. Oorloog, Bangte, Not, Dood, Elend, Lieden un Sü-kdoom kumm bi ehr vör. Nich schön, man so is de Welt up anner Siet nu uk eis maol. Vertreters van dit Sort Literatur bi de Plattdüütschen is ton Bispill Hermann Boßdorf 29. Oktober 1877 in Belzig; † 24. September 1921 in Hamburg). Boßdorf heff Dramen un Balladen schreven. Bekannt is sien düüster Mysteriendrama „De Fährkrog“. Dor geht dat üm einen Mord in ’n Basbecker Fährkroog, dor wor de Oste einen Knick maoket. Man Boßdorf is kien Ollnborger Schriever. Plattdüütsche Schrievers in ’t Ollnborger Land, de bekannt sünd för Tex-ten, de nich bloß beschrieven daut, wat einer süht, of de moiye vertellt sünd, is ton Bispill Hein Bredendiek (* 18. September 1906 in Jever; † 24. April 2001 in Oldenburg. Siene Verklaoren van Biller ut Ernst Barlach sien Warkstää holt vörn Dag, wat dor binnen van de Figuren levet: ehr Bangen, ehr Fraogen, ehr Not, Elend, man uk ehr Fraid. Plattdüütsche Schrievers de van-daoge in de Wiese van den Expressionismus de Welt mit all ehr Macken, mit Oorloog, Lieden, Mord un Dood, de Mens-ken mit all ehr Nücken un ehrn Achtersinn in ’t Wort bringen daut, sünd u. a. Heinz von der Wall, Erhard Brüchert, Albert Rüschemschmidt, Helga Hürkamp, Günter Kühn, Dr. Hans-Hermann Briese, Birgit Lemmermann, Dr. Jutta Engbers, Carl V. Scholz. Ik tell hier bloß ’n poor up. Disse Schrievers schrievt nich bloß „schöne Literatur“, so maokt sik dat nich licht un schrievet bloß dat, wat gefällt, se verseuket dat uk anners un wieset so, dat de plattdüütsche Spraake uk dorför de Wöör nich fehlt.

Spraokendag in ’t Museumsdörp

Aktionsdag van de Koppels un Krings

VON HEINRICH SIEFER

Jeds Johr an ’n 26. September wedd nu all siet 2001 in Euro-pa de Spraokendag fiert. In ’t Ollnborger Land hett dat dann Plattdüütsch Dag. De Spraokendag geht trügge up ein Idee van den Europaraot. De heff sik dacht, dat in ’t heile Europa tominnst einmaol in ’t Johr de Lüüe sik künnig maoken könn, wat dat an Spraoken alle so geven deit. De Europaraot möchd’ uk düüdelk maoken, dat Spraokenlernen – un dat mennt mehr as bloß eine Spraake schnacken, küren of prooten können - för jeden Mensken heller wichtig is. Van Belang is hier uk, dat de välen Regional- un minner bruukde Spraoken besünners in Tell hollen wedd. Jürgen Henning, Ehrenbaos van ’n Spie-ker, heff dorüm, glieks as in Europa de Spraokendag grünn-d worrn is, den Spraokendag för ’t Ollenborger Land as Platt-düütsch Dag beneumet. In ’n Kring för Plattdüütsche Spraake un Literatur bi de Ollnborger Landskup sünd wi nu överein-kaomen, dat in 2008 de välen verscheeden Koppels, de sik üm de plattdüütschen Spraake un Saake in us Kuntrei kümmern daut, weer mit ’nanner in ’t Museumsdörp in Cloppenburg, so as 2006 all maol, den Plattdüütsch Dag utrichten schullen. Üm dat de 26. September up ’n Freidag fällt, schall de Sönn-dag d’rup naohmen weern, üm dat dann mögelsk väle mitmaoken un mitdaun könn. Alle, de mitmaoken willt, sünd uproopen mittomaoken, man vör allen uk naoh Cloppenburg to kaomen. De Dag fangt an mit ’n plattdüütschen Gottesdeenst up de Hofstää Wehlborg, wor de St. Andreas Kinner- un Jugendchor unner dat Leit van Karsten Klinker singen wedd. Achternaoh giv dat verscheeden Aktionen för groote un lüttke Lüüe. Dat heile Programm wedd rechter Tied in ’t Blatt bekannt maokt.



Die Kirche
St. Andreas in
Cloppenburg
Foto: Gabriele
Henneberg

Frühmorgens raus und abends spät

Die überaus vielfältige Vogelwelt im Oldenburger Land fasziniert nicht nur Ornithologen wie Volker Moritz

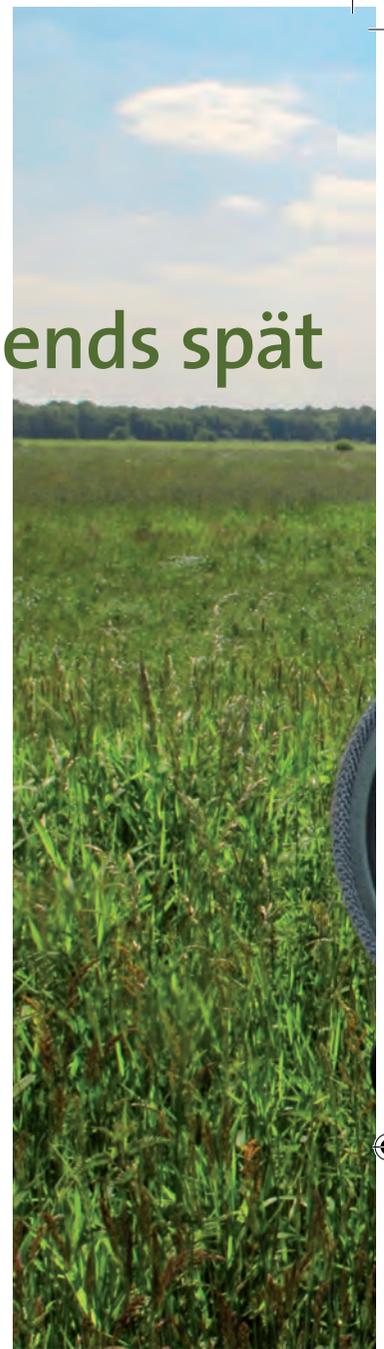
VON RAINER RHEUDE

Es könnte kaum besser zusammenpassen. Ornithologe zu sein und im Oldenburger Land zu leben, das ist quasi ein Glücksfall. Denn in der Region lassen sich, das weist die aktuelle Erhebung der Ornithologischen Arbeitsgemeinschaft Oldenburg (OAO) aus, exakt 365 Vogelarten beobachten, sehr viel mehr als in vielen anderen Gegenden. Wenn man bedenkt, dass in Deutschland insgesamt 460 Vogelarten heimisch sind, einschließlich alpiner und osteuropäischer Arten, die sich entweder gar nicht oder nur höchst selten bis in die norddeutsche Tiefebene verirren, dann wird die Vielfalt der Vogelwelt hierzulande besonders augenfällig. „Wir sind auch deshalb eine herausragende Region, weil wir den Vorteil haben, viele wesentlichen Lebensraum-Typen auf vergleichsweise engem Raum zu haben“, sagt Volker Moritz. Der Diplom-Biologe gerät regelrecht ins Schwärmen: Es gebe vermutlich keine zweite deutsche Großstadt, in der sich wie in Oldenburg im Herbst und Winter „locker 30 bis 35 der interessanteren Vogelarten“ entdecken lassen. Und in der Hunteniederung, „kommt alles vor, was in Deutschland an Enten und Watvögeln zu beobachten ist“.

Fast ideale Voraussetzungen also für einen Mann wie Moritz (55), der sich seit dreieinhalb Jahrzehnten an die Vogelwelt heranpirscht und sie durch sein Spektiv, Fernglas und Teleskop in einem, beobachtet. Damit vermag der Hobby-Ornithologe auch noch auf eine Entfernung von 100 Metern das Geschlecht eines Vogels zu bestimmen. Zuweilen hat er auch eine Zähluhr dabei, um die Größe von Schwärmen abzuschätzen, oder er fängt und beringt Vögel im Auftrag der Vogelwarte Helgoland, eine heikle Aufgabe, weil man dabei keine Fährten für Raubvögel legen darf. Vögel fangen und beringen setzt deshalb eine eigene Ausbildung voraus. Die Vögel begeistern Moritz, Leiter der Fachgruppe Ornithologie der Oldenburgerischen Landschaft, seit den ersten Exkursionen in seiner Jugend und diese Begeisterung ist bis heute nicht erlahmt. „Früh am Morgen am Friesendamm stehen und in den Heckenrosen nach Karmingimpel Ausschau halten“ – das ist, was Moritz unter einem gelungenen Tagesanfang versteht.

Ornithologen sollten in der Tat Frühaufsteher sein, abends aber auch nicht zu zeitig ins Bett gehen. Schließlich stimmen die ersten Vögel im Sommer gegen 3.30 Uhr ihren Gesang an, um ihr Revier abzugrenzen. Es kann jedoch durchaus sein, dass es einem Rotkehlchen einfällt, noch um 11 Uhr nachts sein Liedchen zu trällern, und die Nachtigall singt mitunter ohnehin die ganze Nacht. Die Redensart „Der frühe Vogel fängt den Wurm“ stimmt gleichwohl, denn Frühaufsteher haben auf jeden Fall mehr von der Vogelwelt. Andererseits erinnert sich Moritz noch in allen Einzelheiten an jenen lauen Sommerabend vor etlichen Jahren, als er in seiner damaligen Wohnung im Oldenburger Dobbenviertel kurz vor Mitternacht überraschend den Gesang eines Gartenrotschwanzes genoss, was um diese Zeit vielleicht nicht jeden froh stimmen würde: „So ein Glück hat nicht jeder.“ Der Gartenrotschwanz, der im Schein einer Straßenlaterne auf einem Dachsimms saß, ist eine ausgesprochene Rarität in der Stadt.

Offenkundig macht es den Reiz dieses Hobbys vor allem aus, immer mehr zu sehen und zu hören als der Laie. Es gibt Vogelarten, erklärt Moritz, die man in der Stadt nicht so ohne Weiteres sieht. Die Heckenbraunelle etwa lebt zwar „in jedem nicht so gepflegten Garten“; aber um diesen eher unscheinbaren Sperlingsvogel tief unten im Gebüsch zu entdecken, muss man schon frühmorgens hellwach sein und genau hinschauen. Tagsüber bekommt man den Vogel dann kaum mehr zu Gesicht. Moritz ist sich nach den langen Jahren der Vogelbeobachtung sicher, jede im Oldenburger Land vertretene Art auf Anhieb am Gesang zu erkennen, vom unauffälligen „Starsänger“, der Gartengrasmücke, bis hin zum Blaukehlchen, dem exzellenten Vogelstimmen-Imitator.



ins Bett



In voller Ausrüstung auf Pirschgang: Mit dem Spektiv, Fernglas und Teleskop in einem, vermag Volker Moritz noch auf eine Entfernung von 100 Metern das Geschlecht eines Vogels zu bestimmen.

Bild: Peter Kreier

Wie ist es nun um den Vogelschutz im Oldenburger Land bestellt? Moritz ist sehr um Differenzierung bemüht. Gewiss, Quantität und Vielfalt der Arten beeindrucken auf den ersten Blick. Aber da sind auch weniger erfreuliche Entwicklungen. Seit 1994 ist die Liste der Vögel in der Region zwar um 33 Arten länger geworden, doch diesen Neuzugängen stehen im selben Zeitraum 21 ehemals regelmäßig vorkommende Brutvogelarten gegenüber, deren Bestand in der Region mittlerweile erloschen ist. So listet es der Jahresbericht 2007 der OAO auf. Nicht einmal die Hälfte der Brutvogelarten im Oldenburger Land wird als gänzlich ungefährdet eingestuft. Stark gefährdet oder bereits „vom Erlöschen bedroht“ sind vornehmlich Vogelarten, die auf spezifische Lebensräume wie Heideflächen, Mooregebiete oder Schilfbewuchs angewiesen sind und durch die „Monotonisierung der Landschaft“ und andere störende Eingriffe des Menschen verdrängt werden. Dazu gehörte zum Beispiel der Drosselrohr-

sänger, dessen Gesang am Zwischenahner Meer bereits verstummt ist. Wie hochgradig gefährdet Lebensraum-Spezialisten unter den Vögeln sind, belegen ein paar Zahlen: Von der Kornweihe, einem Hochmoorvogel, gibt es zurzeit noch zwei Festlandsbruten und fünf Paare auf den Inseln; vom Raubwürger, dessen bedrohlicher Name so gar nicht zu seinem schmucken Federkleid passen will, sind im ganzen Oldenburger Land nur noch zehn Paare bekannt; und die Zahl der Brutpaare der Wiesenweihe ist auch an zwei Händen abzuzählen, jedes einzelne Wiesenweihen-Nest wird von Ornithologen so lange betreut, bis die Jungen ausfliegen.

Gerade an der Wiesenweihe lässt sich aber auch darstellen, dass das Engagement der Ornithologen nicht erfolglos ist. Der Vogel galt als schon als ausgestorben im Oldenburger Land, als bei der Beobachtung der häufiger vorkommenden Rohrweihen die ersten Wiesenweihen „erkannt“ wurden. Solche Entdeckungen, sagt Moritz, elektrisieren jeden Ornithologen.



Setzt eine eigene Ausbildung voraus:
Vögel fangen und beringen. Foto: privat

Nach dem Jahresbericht 2007 der Ornithologischen Arbeitsgemeinschaft Oldenburg im Naturschutzbund Deutschland können derzeit nur 80 Brutvogelarten (42,5 Prozent) im Oldenburger Land als gänzlich ungefährdet eingestuft werden.

Gefährdungskategorie 1 „Vom Erlöschen bedroht“:

Rohrdommel, Weißstorch, Knäkente, Kornweihe, Wiesenweihe (Bild oben), Tüpfelsumpfhuhn, Goldregenpfeifer, Seeregenvfeifer, Steinkauz, Sumpfohreule, Wendehals, Raubwürger, Rohrschwirl und Drosselrohrsänger.

Gefährdungskategorie 2 „Stark gefährdet“:

Löffelente, Schellente, Rebhuhn, Rothalstaucher, Schwarzhalstaucher, Rotmilan, Wanderfalke, Wachtelkönig, Kiebitz, Uferschnepfe (Bild unten), Großer Brachvogel, Bekassine, Rotschenkel, Schwarzkopfmöwe, Zwergseeschwalbe, Flussseeschwalbe, Uhu, Ziegenmelker, Grauspecht, Heidelerche, Braunkehlchen, Schilfrohrsänger und Steinschmätzer.



Früher hat auch er alles stehen und liegen lassen, wenn ihm von Raritäten berichtet wurde; heute nimmt er solche Mitteilungen etwas abgeklärter zur Kenntnis. Was nicht heißt, dass er sich nicht riesig freuen könnte zum Beispiel über die Neuentdeckung des Sperlingskauzes im Oldenburgischen im vergangenen Winter. Die Existenz dieser heimlichen und sehr kleinen Eulenart wurde mit Hilfe von Klangattrappen nachgewiesen: Während der Pfiff des Kauzes über Lautsprecher abgespielt wurde, warteten die Beobachter darauf, ob Kleinvögel mit Alarmrufen reagieren. Vogelarten, die er noch nie gehört hat, fallen Moritz bei seinen Pirschgängen ohnehin sofort auf. Bei exotischen Arten wie etwa den beiden amerikanischen Entenvögeln, die er unlängst sah, hofft der „wahre Ornithologe“, dass es sich bitte nicht um Zooflüchtlinge handeln möge. Doch auch daraus kann sich etwas entwickeln, wie die Nilgans bewiesen hat: Deren Population, die mittlerweile im Oldenburger Land sogar überwintert und aktuell aus etwa 400 Tieren besteht, begann mit wenigen ausgebüxten Nilgänsen.

Das der Brutvogelbestand als Indikator für den Zustand der Umwelt gilt, ist längst unstrittig. Nicht zuletzt die strikte Festlegung von großen EU-Vogelschutzgebieten auch im Oldenburger Land – Moritz: „Das Beste, was dem Vogelschutz passieren konnte“ – verhindert künftig massive Eingriffe in die Natur, wie sie einst ohne Rücksicht auf Flora und Fauna gang und gäbe waren. „Der Umweltgedanke hat sich auch in der Planung durchgesetzt“, sagt Moritz, der weiß, wovon er redet: Ist doch sein Hobby, die Vogelwelt, seit 1993, als er sich als Biologe selbstständig machte, um für Behörden und private Auftraggeber Umwelt-Expertisen und Gutachten zu erstellen, auch Teil seines Berufes. Es ist ein Spagat zwischen der eigenen Idealvorstellung, wie die Natur beschaffen sein sollte, und einer pragmatischen Planung, die im Fall des Falles zumindest Ersatzflächen für jeden Eingriff bereitstellt. Moritz ist überzeugt, dass die Belange der Umwelt und die ökonomischen Anforderungen so auszubalancieren sind, dass die Vogelwelt im Oldenburger Land langfristig keinen Schaden nimmt und in ihrer Vielfalt erhalten werden kann. Wobei er allerdings keinen Zweifel daran lässt, dass diese Balance nicht umsonst zu bewerkstelligen sein wird: „Natur- und Vogelschutz kosten Geld.“

Nur ein grandioses Schauspiel vermag ihn jedes zweite Jahr im Herbst für eine Woche von der Beobachtung der heimischen Vogelwelt wegzulocken. Dann steht Moritz mit seinem Spektiv auf einem Hügel am Bosphorus und verfolgt fasziniert den spektakulären Großvogelzug über Istanbul. Allein bis zu 400.000 Weißstörche aus dem Osten, manchmal in Schwärmen von 30.000 und mehr Tieren, dazu Adler, Bussarde, Sperber und Falken passieren jedes Jahr dieses Nadelöhr auf ihrem Flug nach Afrika. Ein Traum – wohl nicht nur für Ornithologen.

kurz notiert ...

Die Oldenburger Musikwissenschaftlerin **DR. GERTRUD MEYER-DENKMANN**, Trägerin des Kulturpreises der Oldenburgischen Landschaft, feierte am 1. März 2008 ihren 90. Geburtstag.

Am 13. März 2008 feierte der Komponist **HANS-JOACHIM HESPOS**, Träger des Kulturpreises der Oldenburgischen Landschaft, seinen 70. Geburtstag.

JÜRGEN HENNINGS, Ehrenbaas des Heimatbundes für niederdeutsche Kultur „De Spieker“, feierte am 26. März 2008 seinen 70. Geburtstag.

Am 31. März 2008 starb Spieker-Ehrenbaas **HANS DIRKS**, Träger der Ehrengabe der Oldenburgischen Landschaft im Alter von 95 Jahren.

Am 11. März 2008 feierte **SARA-RUTH SCHUMANN**, Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde in Oldenburg, frühere Vorsitzende der Arbeitsgruppe Kunsthandwerk Oldenburg und Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, ihren 70. Geburtstag.

HORST MILDE, ehemaliger Landtagspräsident, Verwaltungspräsident und Oberbürgermeister von Oldenburg, feierte am 6. April 2008 seinen 75. Geburtstag.

Am 10. April 2008 feierte der niederdeutsche Schriftsteller **GÜNTER KÜHN**, ehemaliger Leiter der Fachgruppe Niederdeutsche Bühnen der Oldenburgischen Landschaft und früherer Baas des „Spieker“-Schrieverkring, seinen 75. Geburtstag.

Am 17. April 2008 feierte der in Bad Zwischenahn lebende Künstler **WOLF GERLACH** seinen 80. Geburtstag. 1962 hatte er die Mainzelmännchen erfunden, die am 2. April 1963 erstmals im Zweiten Deutschen Fernsehen gesendet wurden.



Dr. Rolf Bärenfänger
Foto: Ostfriesische Landschaft

Auf der Landschaftsversammlung der **OSTFRIESISCHEN LANDSCHAFT** am 20. April 2008 in Aurich wurde **DR. ROLF BÄRENFÄNGER** zum neuen Direktor gewählt.

Anlässlich des Welttages des Buches fand auf Initiative die Arbeitsgemeinschaft Bibliotheken der Oldenburgischen Landschaft vom 23. bis 30. April 2008 unter dem Motto „**GEH AUF BUCHFÜHLUNG**“ eine Aktionswoche der Bibliotheken im Oldenburger Land statt.

Am 25. April 2008 feierte das **DEUTSCHE MARINEMUSEUM** in Wilhelmshaven sein zehnjähriges und dessen Förderverein sein zwanzigjähriges Bestehen.

Das **FRANZISKANERKLOSTER IN MÜHLEN** (Gem. Steinfeld) feierte am 27. April 2008 sein 100-jähriges Bestehen.

In den vergangenen vier Jahren hat das Land Niedersachsen etwa 277.000 Quadratmeter Seitenstreifen entlang der Landesstraßen im Oldenburger Land verkauft, um den Landeshaushalt zu sanieren. Diese bis zu 30 Meter breiten „**OLDENBURGER BERMEN**“ stellen eine regionale Besonderheit dar, wurden vom Großherzogtum Oldenburg als Erosionsschutz und zur Belebung des Landschaftsbildes angelegt und bilden ein wichtiges Element der historischen Kulturlandschaft. Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland hat im April 2008 in einem offenen Brief gegen diese Verkäufe protestiert.

Die Stiftung Niedersachsen zeichnete das Forschungsprojekt „Bauern, Kirchen, Friedhöfe – Sachkultur und bäuerliches Selbstbewusstsein in der Wesermarsch vom 17. bis 19. Jahrhundert“ des **MUSEUMSDORFES CLOPPENBURG** und des Seminars für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Münster am 7. Mai 2008 auf Gut Neuenhuntrorf (Berne) aus.

GITTA VON CHMARA, die Gründerin und langjährige Leiterin des Künstlerhauses Hooksiel (Wangerland), erhielt für ihre Verdienste um die Kunst im Oldenburger Land am 8. Mai 2008 die Landschaftsmedaille.

WERNER GERDES, Ehrenvorsitzender des Klootschießerlandesverbandes Oldenburg und Leiter der Fachgruppe Klootschießen und Boßeln der Oldenburgischen Landschaft, feierte am 8. Mai 2008 seinen 70. Geburtstag.

Der Vechtaer Historiker **DR. MICHAEL HIRSCHFELD** wurde am 17. Mai 2008 im Kölner Dom in den Ritterorden vom Heiligen Grab aufgenommen.



Dr. Michael Hirschfeld Foto: Orden

Die Oldenburger Konzertsängerin **GREETJE BURBACH** vollendete am 21. Mai 2008 ihr 95. Lebensjahr. Sie wurde im niederländischen Den Helder geboren und wirkte über vierzig Jahre am Oldenburgischen Staatstheater.

Zum neuen Bischof der **EVANGELISCH-LUTHERISCHEN KIRCHE IN OLDENBURG** wurde am 23. Mai 2008 der aus Wilhelmshavensengwarden stammende Kirchentagspfarrer **JAN JANSSEN** gewählt. Er wird im



Jan Janssen
Foto: NWZ, Torsten von Reeken

September 2008 die Nachfolge von Bischof **PETER KRUG** antreten, der in den Ruhestand geht.

Am 28. Mai 2008 feierte **MANFRED HÜNIKEN**, Ehrenbürgermeister der Stadt Westerstede und Vorsitzender der Stiftung für Kunst und Kultur in der Stadt Westerstede, seinen 80. Geburtstag.

Der **LANDKREIS CLOPPENBURG** feierte am 28. Mai 2008 sein 75-jähriges Bestehen. Er entstand 1933 durch den Zusammenschluss der Ämter Cloppenburg und Friesoythe.



Hans-Joachim Hespos
Foto: Konczak



Sarah-Ruth Schumann
Foto: privat



Horst Milde
Foto: Carola Milde



Gitta von Chmara
Foto: privat



Foto:
Peter Kreier

Die karolingische **SCHEIBENFIBEL** aus Oldenburg-Wechloy wurde im April/Mai 2008 in der Ausstellung „5.000 Jahre Gold in Norddeutschland“ im Städtischen Museum Schloss Salder in Salzgitter und wird von Mai bis Oktober 2008 in der Landesausstellung „Adel in Bayern“ im Ausstellungszentrum Lokschuppen in Rosenheim gezeigt.

Am 4. Juni 2008 überreichte **PROF. DR. JOACHIM KUROPKA**, Universität Vechta,



seine neueste Veröffentlichung über Kardinal von Galen in Rom Papst Benedikt XVI. Kuropka hat sich seit mehreren Jahrzehnten intensiv mit dem aus Dinklage stammenden Geistlichen beschäftigt.

Foto: Andreas Kathe

Mehr als 25 Vertreter großer Kulturinstitutionen der **METROPOLREGION OLDENBURG-BREMEN** trafen sich am 6. Juni 2008 bei der Oldenburgischen Landschaft, um Möglichkeiten kultureller Kooperation zu erörtern.

FRIEDHELM STAHL (rechts), Leiter der Bläserphilharmonie Varel „Senza replica“,



wurde für seine Verdienste um das musikalische Leben im Oldenburger Land am 6. Juni 2008 mit der Landschaftsmedaille ausgezeichnet. Die Medaille überreicht Geschäftsführer Dr. Michael Brandt.

Bild: NWZ



Ministerpräsident Christian Wulff mit Ehefrau Bettina Wulff und Landschaftspräsident Horst-Günter Lucke
Foto: Hajo Zylla

Am 23. Juni lud **MINISTERPRÄSIDENT CHRISTIAN WULFF** und der Bevollmächtigte des Landes Niedersachsen beim Bund, **STAATSEKRETÄR WOLFGANG G. GIBOWSKI**, zum Sommerfest in die Niedersächsische Landesvertretung in Berlin ein. Am Rande der von 3.500 Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur besuchten Veranstaltung sprach Landschaftspräsident Horst-Günter Lucke mit Ministerpräsident Christian Wulff und Kulturstaatsminister Bernd Neumann und stellte ihnen Projekte der Oldenburgischen Landschaft vor.

JÜRGEN WEICHARDT, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Kunst der Oldenburgischen Landschaft und Träger der Ehrengabe der Oldenburgischen Landschaft, feierte am 7. Juni 2008 seinen 75. Geburtstag.

Die **GESELLSCHAFT DEUTSCHLAND-RUSSLAND/DAGESTAN** zur Förderung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Völkern der ehemaligen Sowjetunion e.V. feierte am 13. Juni 2008 in Kirchhatten ihr 25-jähriges Bestehen.

Am 18. Juni 2008 wurde das von der Oldenburgischen Landschaft geförderte Buch „Verfassungen oldenburgischer Bauerschaften – Edition ländlicher Rechtsquellen von 1580-1814“ von **DR. EKKEHARD SEEBER**, früherer Kulturdezernent der Stadt Oldenburg, vorgestellt.

Am 4. Juni 2008 wurde das 75-jährige Bestehen des **WESTTURMS AUF WANGEROOGE** gefeiert. Der 1933 als Jugendherberge errichtete Klinkerbau ersetzte den drei Kilometer nördlich stehenden alten Westturm, der 1914 aus militärischen Gründen gesprengt worden war.

Am 23. Juni 2008 feierte der Kunsthistoriker **PROF. DR. GERHARD WIETEK**, ehemaliger Direktor des Schleswig-Holsteinisches Landesmuseums im Schloß Gottorf und Träger der Ehrengabe der Oldenburgischen Landschaft, seinen 85. Geburtstag.

Ein Nachtrag

In der „Kulturland Oldenburg“-Ausgabe 135 wurden bei der Umfrage unter den neu- bzw. wiedergewählten Landtagsabgeordneten aus dem Oldenburger Land versehentlich nur 19 statt 20 Abgeordnete aufgeführt. Als Nachtrag deshalb die beiden Antworten von Axel Brammer:



*Axel Brammer, SPD,
Hatten, Landkreis
Oldenburg*

Welchen Stellenwert wird die Kultur in Ihrer parlamentarischen Arbeit haben? Ich vertrete die Auffassung, dass unser Gemeinwesen ohne Kultur nicht existieren kann. Eine Gesellschaft ohne Kultur und funktionierendes Gemeinwesen ist wegen fehlenden Wertebewusstseins zum Scheitern verurteilt.

Was macht für Sie die oldenburgische Identität aus?

Das Oldenburger Land ist in jeder Hinsicht ein interessantes und schönes Land. Reizvoll sind sowohl die Landschaft mit ihren zahlreichen schützenswerten Gebieten als auch die vielen erhalten gebliebenen Gebäude und Liegenschaften. Wer dieses Land mit offenen Augen betrachtet, erlebt Geschichte. Grund genug, sich für die Kultur in diesem Landstrich zu engagieren.

Rhabarberkuchen mit und ohne Silberbart

VON KLAUS MODICK

Juli 1960: Unsere Badesachen lagen im Stauraum hinter der Rückbank, auf der mein Bruder und ich erwartungsfroh saßen, während mein Vater auf die Armbanduhr blickte und ungeduldig aufs Lenkrad trommelte. Dann stieg auch meine Mutter auf den Beifahrersitz. Mein Bruder und ich dachten und mein Vater sagte: „Na endlich“, drehte den Zündschlüssel, und der VW-Käfer sprang meckernd an. „Hab nur noch schnell ein Sträußchen aus dem Garten geholt“, sagte meine Mutter und quetschte ein paar Veilchen in die V-förmige Blumenvase am Armaturenbrett. „Jetzt wollen wir mal richtig Gas geben“, sagte mein Vater, als wir auf der Landstraße waren. „Aber vorsichtig“, sagte meine Mutter. „Hundertzehn!“ sagte mein Vater triumphierend. „Der schafft auch hundertzwanzig, aber das riskier ich erst, wenn er vorschrittmäßig eingefahren ist.“ Hundertzehn war natürlich schon enorm. „Wie ’n Sputnik“, sagte mein Bruder. Als uns ein totschickes Borgward-Cabriolet mit offenem Verdeck überholte, sagte meine Mutter: „Unverantwortlich.“ Mein Vater guckte irgendwie neidisch. Als wir auf dem Parkplatz von Dangast ankamen, stand der Borgward schon da. „Die werden sich noch wundern“, sagte mein Vater. „Wieso?“ sagte ich. „Wenn’s regnet“, sagte mein Vater. „Im Rundfunk war von Gewittern die Rede.“ Im Augenblick schien aber noch die Sonne, und wir freuten uns aufs Wasser. „Die Nordsee ist doch immer wieder schön“, sagte meine Mutter, doch als wir mit Picknickkorb und Wasserball den Strand erreichten, war die Nordsee weg. Statt Wasser starrten wir auf eine bleigraue, in der schwülen Hitze modrig müffelnde Schlickfläche, an deren äußerstem Ende es vage blau blinkte.

Das war vermutlich die Nordsee. Kilometerweit entfernt. „Tja“, sagte mein Vater, „Ebbe.“ „Das hätten sie ja nun auch mal im Rundfunk sagen können“, sagte meine Mutter. Mein Bruder

und ich sagten gar nichts. „Ihr könnt ja mal ’ne Schlickburg bauen“, sagte mein Vater. „Och nö“, sagte mein Bruder. „Oder Muscheln suchen“, sagte meine Mutter. „Och nö“, sagte ich. „Wollt ihr nicht wenigstens den Wasserball aufblasen?“ sagte mein Vater. „Wir können ja vielleicht Fußball ---“ „Nö!“ „Ihr seid wirklich verwöhnt“, sagte meine Mutter, und als wollte der Himmel ihre Worte betonen, zuckte im Nordwesten vor düster dräuender Wolkenwand ein erster Blitz, gefolgt von mürrischem Donner. „Hab ich’s nicht gesagt?“ sagte mein Vater. „Gleich steht hier alles unter Wasser.“ Er schmunzelte. Wahrscheinlich dachte er an das offene Cabriolet. Ein zweiter Blitz riß durchs Gewölk. „Ein Himmel wie von Radziwill“, sagte meine Mutter versonnen. Mein Bruder und ich verstanden Bahnhof. Lag Radziwill hier irgendwo in der Nähe?

„Laßt uns schnell ins Kurhaus laufen“, sagte sie. „Da trinken wir gemütlich Kaffee und essen den leckeren Rhabarberkuchen.“ Mein Bruder und ich sahen uns erschrocken an und sagten wie aus einem Munde: „Bäh! Rababa!“ Wie man das Zeug schrieb, wußten wir damals ja noch nicht; wir wußten aber, daß es ekelhaft schmeckte, sauer und pelzig auf Zunge und Zähnen, und wir wußten es genau, weil wir jeden Sommer aus dem Gemüsegarten eines Nachbarn mit Rhabarber, Rhabarber, Rhabarber beschenkt wurden, den meine Mutter zu Kompott verkochte. Sie schaufelte zwar Unmengen Zucker hinein, aber süß wurde die Pampe nie. Und ausgerechnet das sollte uns für die verschwundene Nordsee entschädigen? Erste, schwere Tropfen klatschten auf den Matsch, der eigentlich Nordsee sein sollte. Wir hasteten Richtung Kurhaus, vorbei am Borgward, dessen Verdeck inzwischen leider geschlossen war. Heute ging aber auch alles schief! Als wir im Kurhaus ankamen, waren wir klatschnaß. Das Gewitter, das aus Richtung Radziwill



KLAUS MODICK wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift *kulturland oldenburg* schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluss“ eine Kolumne.

Klaus Modick schreibt nach der alten Rechtschreibung.
Foto: Peter Kreier

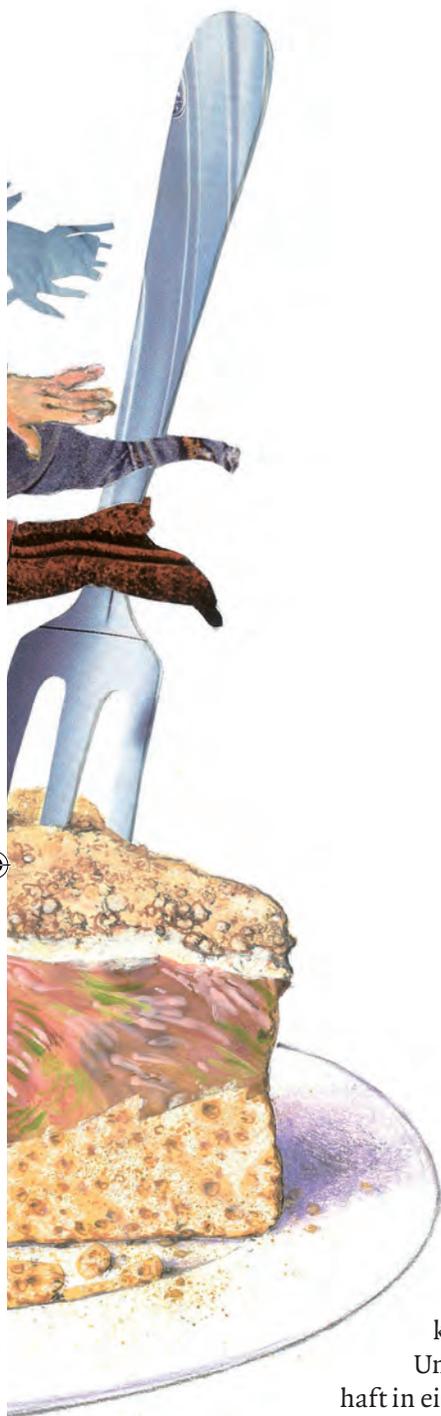
herangezogen war, tobte sich über Dangast aus. „Wollt ihr jetzt Rhabarberkuchen oder nicht?“ fragte meine Mutter, als wir am Kuchentresen anstanden. „Och nö!“ Mein Bruder und ich bekamen dann Butterkuchen, der zwar lecker war, aber irgendwie fühlten wir uns um diesen Sonntag betrogen.

August 1972: Die Türen waren mit psychedelischen Ornamenten bemalt und die Motorhaube mit dem Peace-Zeichen. Irgendwie war es gelungen, uns zu sechst in den Citroen 2 CV zu quetschen; die Bodenplatte schrammte fast auf dem Asphalt, aber da der Wagen es auf stramme 29 PS brachte, kamen auf jede Person zirka 4,83 PS. Von Oldenburg bis Dangast reichte das dicke. Kurz vorm Parkplatz des Kurhauses stiegen bis auf den Fahrer alle aus, um den Wagen nicht an den Dangaster Schlaglöchern zu Schrott werden zu lassen. Im Westen sackte die Sonne, rot und rund glühend wie die Spitze eines gigantischen Joints, über Siel und Deich, und aus den geöffneten Türen und Fenstern tönte es bereits vielversprechend. Werner Klugs E-Bass rührte dumpf, Peter Behrens' Schlagzeug rumpelte grolend, und Hajo Teschners Gitarre jaulte und kreischte. „Haben die etwa schon angefangen?“ sagte einer von uns. „Ich glaub, die üben noch“, sagte ich. „Macht das bei denen denn einen Unterschied?“ sagte ein dritter, und wir kicherten.

Was da weit über Watt, Strand und Wiesen rumorte, war der von der Gruppe Silberbart erzeugte, himmlische Lärm. Das Rocktrio erfreute sich im kiffkontaminierten Bermudadreieck zwischen Wilhelmshaven, Oldenburg und Bremen eines legendären Rufs, weil sie eine Musik fabrizierten, die mit Hajo Teschners eigenen Worten in etwa so klang: „Wir experimentierten mit Geräuschen, Klangcollagen und vertrackten Rhythmen. Stampfende Hardrockpassagen wechselten mit bruitistischen Klangexzessen, hervorgerufen durch kontrollierte als auch anarchisch-freie Verstärkerrückkoppelungen, ebenso

durch die Behandlung der Instrumente mit Messern, Biergläsern, Fäusten und Geigenbögen. Ein Ride-Becken ging zu Bruch, als der Drummer es auf den Boden schleuderte. Mit variablen Metren, extremen Saitenverstimmungen, wahnsinnigen Lautstärken und dekonstruktiven Zersplitterungen versuchten wir die Schallmauer des Erträglichen zu durchbrechen. Es gelang.“ Es gelang auch an diesem Abend. Im Saal des Kurhauses saßen, lagen, hockten oder standen in einer süßlich duftenden Rauchwolke etwa 200 Freunde des Unerträglichen und lauschten dem musika-



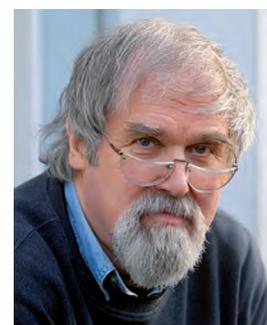


lischen Wahnsinn, den Silberbart in die Dangaster Sommernacht entließ. Ein Stück hieß sinnvoller- oder -loserweise (das war ja egal) Brain Brain, der Text eines anderen bestand lediglich aus den plattdeutschen Zahlen Een Twee und hieß wahrscheinlich auch so. Als nach gut einer Stunde beständiger Schallmauerbeschädigung Head Tear of the Drunken Sun – was immer das heißen und uns sagen sollte – angestimmt wurde, befel einen meiner Freunde und mich das Bedürfnis, mal nach draußen zu gehen, um unsere Gehörgänge durchzulüften. „Wir nehmen uns noch Rhabarberkuchen mit“, sagte mein Freund. „Mag ich nicht“, sagte ich. „Mochte ich schon als Kind nicht.“ Mein Freund kaufte trotzdem zwei Stücke. „Wirst schon sehen“, sagte er, „beziehungsweise schmecken.“ Wir gingen über die Klinkertreppe an den Strand.

Mein Freund rollte einen der schlanken Zweiblattjoints, für deren elegante Konstruktion er berühmt war. Wir rauchten und blickten den Sonnenresten nach, die im Meer versickerten. „Ach so“, sagte ich, „verstehe.“ „Was?“ sagte mein Freund, „etwa Alles?“ Weil der Joint gut kam, verstand ich zwar annähernd Alles, hatte es aber gar nicht so kosmisch gemeint, sondern nur den rätselhaften Titel der, nun ja, Musik, die vom Kurhaus her durchs Zwielicht schollerte. „Head Tear of the Drunken Sun“, sagte ich. „Ja klar“, sagte mein Freund, „logisch irgendwie.

Und jetzt der Rhabarberkuchen.“ Er biß herzhaft in eins der Stücke, kaute, verdrückte den Kuchen in unglaublicher Geschwindigkeit, wischte sich mit der Zunge Krümel und Rhabarbersaft, der haargenau wie Sonnenstrahlen aussah, aus den Mundwinkeln, lächelte dann verzückt wie ein Guru beim Eintritt ins Nirvana, sagte: „Das isses, echt, Alter“ und reichte mir das zweite Stück. Ich unterdrückte meine Rhabarberabscheu und biß mißtrauisch hinein. Gar nicht so übel. Ein zweiter Bissen. Wenn nicht gar lecker. Ein dritter. Köstlich! Der vierte Biß war dann schon eine Offenbarung, und beim fünften war das Stück verdrückt. „Und?“ sagte mein Freund. Ich nickte nur in stummer Ergriffenheit und blickte zum Kurhaus zurück. Es sah jetzt fast genauso

aus, wie auf Radziwills berühmtem Bild *Der Strand von Dangast mit Flugboot*; aber nur fast, weil da, wo in Radziwills Himmel das Flugboot fliegt, nun ein saftiges Stück Rhabarberkuchen dem Kurhaus entgegenschwebte. „Komm“, sagte ich zu meinem Freund, „wir gehen wieder rein und holen uns noch ein Stück.“ Und das taten wir auch, während Silberbart etwas spielte, was Chub Chub Cherry hieß, aber wie Rhabarber Rhabarber klang und meinen Ohren auch so schmeckte.



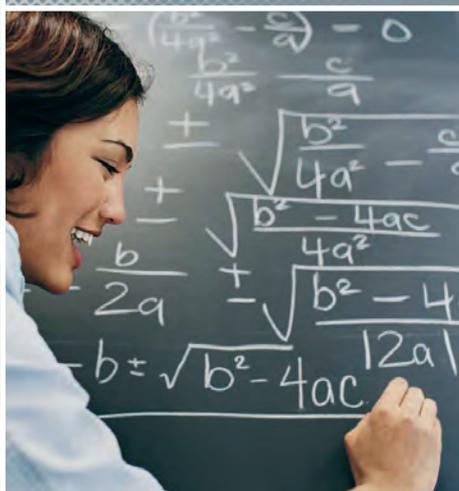
KLAUS BEILSTEIN wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift *kulturland oldenburg* zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.

KULTUR FÖRDERN
TRADITION PFLEGEN
NATUR SCHÜTZEN

Isensee Verlag, 26122 Oldenburg
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, Heft 7259

www.ewe.de

Wir haben die richtige Energie.



Als eines der größten Energieunternehmen Deutschlands sind wir den Menschen im Nordwesten besonders verbunden. Und das schon seit über 75 Jahren. Darum setzen wir uns für das ein, was die Menschen und die Region nach vorne bringt und unterstützen Projekte aus den Bereichen Sport, Bildung, Soziales, Wissenschaft und Kultur. Mit Engagement und Leidenschaft. Und mit der richtigen Energie.

